Nr. 15 — Jahrgang 15 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 19. Januar 1930

Volkswille

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240 — Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 1. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Am Montag Schluß im Haag

Die Liquidation der Vergangenheit geregelt — Die Ostreparationen hinausgeschoben — Besondere Sonderabkommen mit den Gläubigermächten — Das deutsch-polnische Abkommen gefährdet?

Haag. Nunmehr ist endgültig beschlossen worden, die offizielle Schlußsitzung der zweiten Haager Konferenz am Montag stattfinden zu lassen. Tardieu reist am Sonnabend nach Paris, um sich von dort sogleich nach London zur Teilnahme an der Flottenkonferenz zu begeben. Die Verhandlungen sind in den Freitag-Abendstunden soweit gefördert worden, daß ein Abschluß am Sonnabend praktisch möglich gewesen wäre. Die holländische Regierung hat jedoch die Konferenz ersucht, die in Holland übliche strenge Sonntagruhe einzuhalten. Aus diesem Grunde ist die Schlußsitzung der Konferenz auf Montag verschoben worden.

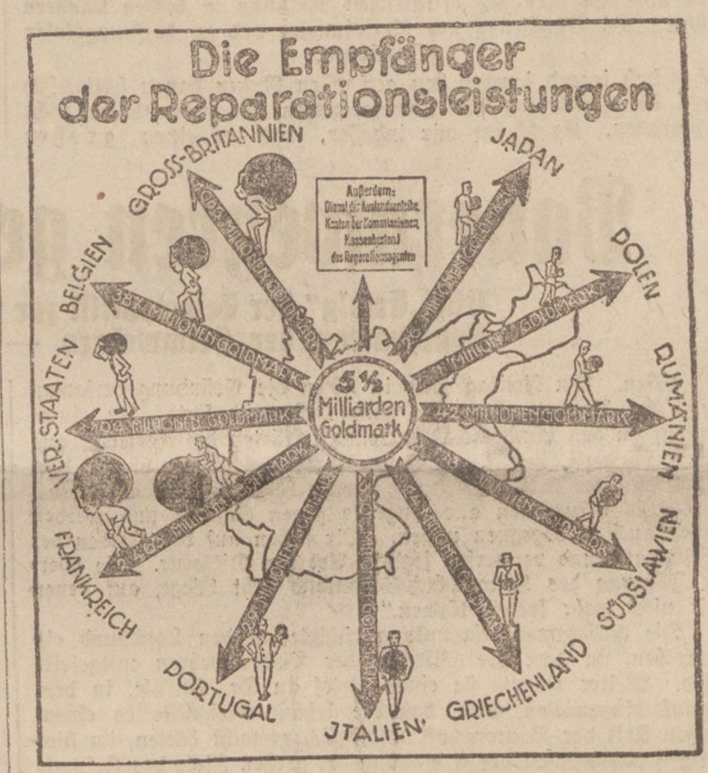
*

Haag. Die sechs einladenden Mächte haben am Freitag nun endgültig die Frage der Liquidierung der Vergangenheit geregelt. Es war ursprünglich vorgesehen, daß Deutschland sowohl einen Verzicht auf die Ueberschüsse aus den Staatsforderungen als auch einen allgemeinen Verzicht auf alle Liquidations-Ueberschüsse aussprechen sollte. Da nunmehr Deutschland mit den sämtlichen für die Liquidation in Frage kommenden Mächten Einzelabkommen abgeschlossen hat, ist diese Forderung der Gläubigermächte jetzt zurückgezogen worden. In den Bestimmungen des Schlußprotokolls wird daher keine allgemeine Klausel über einen grundsätzlichen Verzicht Deutschlands auf alle Liquidationsüberschüsse ausgesprochen. Die einzelnen Liquidations-Abkommen werden lediglich am Schluß des Haager Schlußprotokolls einzeln ausgeführt und müssen vom Reichstag einzeln, unabhängig von dem gesamten Schlußprotokoll ratifiziert werden.

Keine Ratifizierung der Polenvereinbarungen

Berlin. Ein Berliner Morgenblatt hat die Tatsache, daß bei den deutsch-polnischen Verhandlungen in Genf über einen polnischen Verzicht auf das Rückkaufsrecht gegenüber deutschen Bauerngütern verhandelt worden ist — eine Tatsache, die bisher streng geheim gehalten worden war — der Oeffentlichkeit preisgegeben.

Wie die Telegraphen-Union von bestunterrichteter Seite erfährt, soll die in der Information des Blattes aufgestellte Behauptung, daß man mit den Polen lediglich über „Präzisierung", nicht aber über Abänderungen des Liquidationsabkommens verhandelt habe, lediglich den Tatbestand verschleiern, daß in dieser Frage bisher nicht das Mindeste erreicht worden ist. Es muß daher darauf hingewiesen werden, daß ohne einen Verzicht Polens auf das Rückkaufsrecht und eine Erklärung des Begriffes „Delikt" angesichts der ungeheuerlichen Opfer, die das Liquidationsabkommen Deutschland zumutet, **eine Ratifizierung der deutsch-polnischen Vereinbarungen infolge des Widerstandes maßgeblicher deutscher Regierungsparteien als gänzlich ausgeschlossen gelten kann.**



Die Verteilung der bisherigen deutschen Reparationszahlungen

ohne den Dienst der Auslandsanleihen, die Kosten der Kommissionen und den Kassenbestand des Reparationsagenten — nach einer Statistik in der in Berlin veranstalteten Ausstellung „Deutscher Lebenswille", die einen Querschnitt durch die politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung Deutschlands in der Nachkriegszeit gibt.

Uebereinstimmung?

Die polnisch-deutschen Verhandlungen sind für einige Tage nach Genf verlegt worden, von wo nun die erfreuliche Nachricht kommt, daß bei der Aussprache zwischen dem polnischen Außenminister Zaleski und dem deutschen Staatssekretär von Schubert eine völlige Uebereinstimmung der Anschauungen festgestellt worden ist. Die deutsche halbamtliche Meldung fügt der Nachricht hinzu, daß die Verhandlungen in Warschau im Laufe der nächsten Woche aufgenommen werden. Schon früher ist berichtet worden, daß es sich zum Beispiel bei den Handelsvertragsverhandlungen um den „letzten" Schritt handelt und daß der kleine Handelsvertrag bereits Ende Januar zum Abschluß kommt. Wenn die Genfer Nachrichten zutreffen, dann hat Deutschland die letzte Schwierigkeit aufgeräumt und die polnische Forderung nach Garantie für das Schweinekontingent übernommen, und es darf erwartet werden, daß wir endlich am Ende des polnisch-deutschen Zollkrieges sind, vorausgesetzt, daß sowohl der Sejm als auch der Reichstag die Verträge annehmen, ratifizieren. So gewiß ist das nicht, denn wir haben die Widerstände gesehen, die dem Abschluß des deutsch-polnischen Liquidationsabkommens gefolgt sind und die nur deshalb als beendet betrachtet werden dürfen, weil sie als Teil des Youngplanes gelten und damit keine Abänderung mehr erfolgen kann. Wenn es in der Genfer Meldung heißt, daß bezüglich der Auslegung des Liquidationsabkommens völlige Uebereinstimmung erzielt wurde, so kann sich dies nur auf unwesentliche Punkte beziehen, die hoffentlich in einem gesonderten Protokoll noch festgelegt werden, um späteren praktischen Ergebnissen vorzubeugen, in denen ja eine gewisse Erfahrung besteht. Eine genaue Präzisierung ist besonders notwendig hinsichtlich der Liquidierung deutschen Besitzes, sowie die Parzellierung deutscher Güter und das Wiederkaufsrecht, denn darin ist nach der heutigen Formulierung ein Mißbrauch durchaus möglich.

Seitens der deutschen Presse im Reich liegen zu den Genfer Vereinbarungen noch keine Kommentare vor, aber die polnische Presse ist darauf eingestimmt, als wenn wiederum Deutschland eine Reihe von Zugeständnissen gezeigt hätte. Vielleicht hat man diese Nachrichten nur lanciert, um den Kampf besonders im nationaldemokratischen Lager einzustellen, denn die Regierungspresse bringt auch offene Spitzen gegen Deutschland, die nichts mehr und nichts weniger besagen, als daß endlich mit den deutsch-polnischen Verhandlungen Schluß gemacht wird. Dies bezieht sich nicht nur auf den Handelsvertrag, sondern auch auf das Liquidationsabkommen. Was das Liquidationsabkommen anbetrifft, so dürfte deutscherseits keinerlei Entgegenkommen gezeigt worden sein, denn die Opfer, die schon vor dem Abschluß gebracht worden sind, haben wohl die Grenze dessen erreicht, was überhaupt denkbar ist, wenn man überhaupt von einem Abkommen sprechen darf. Die Handelsvertragsverhandlungen kommen allerdings nur dadurch in Fluß, weil Deutschland auch die Uebernahme der Garantie auf sich nahm, daß ein bestimmtes Schweinekontingent gewährleistet wird. Gegenüber der deutschen Landwirtschaft, deren Zustand heute nicht gerade beneidenswert ist, ist das ein äußerst wunder Punkt, der nicht ohne einen Sturm von Entrüstung im Reich aufgenommen wird. Polen hat damit so ziemlich alles erreicht, was es je erwarten konnte. Ein abschließendes Urteil wird bei den deutsch-polnischen Abkommen und dem Handelsvertrage erst möglich sein, wenn die Verträge in ihrem Wortlaut veröffentlicht werden. Das, was bisher an Uebersichten vorliegt, reicht nicht aus, um Vor- und Nachteil genügend würdigen zu können.

Wir haben uns immer für die polnisch-deutsche Verständigung eingesetzt, weil wir der Ansicht sind, daß die Zusammenarbeit zweier so aufeinander angewiesener oder, besser gesagt, sich ergänzender Wirtschaftskörper, sich für beide Teile mit der Zeit als nutzbringend erweisen muß. Allerdings teilen wir nicht den Optimismus, als wenn nach Annahme der beiden Verträge im Reichstag und Sejm die Gegensätze völlig überbrückt werden. Vor allem hat die deutsche Minderheit in Polen zunächst keine besseren Tage zu erwarten, hier wird eine Entspannung wohl erst nach einer Generation der Zusammenarbeit erfolgen, vorausgesetzt, daß sich das deutsche Element dann noch überhaupt hält. Wir müssen immer wieder betonen, daß, so lange in Deutschland ein Teil der politischen Partzien von einer Revision der deutschen Ostgrenzen spricht und solche in den Vordergrund der deutschen Außenpolitik stellt, daß sich diese Forderungen in erster Linie sehr nachteilig auf der deutschen Minderheit, besonders in den Grenzgebieten aus-

Wann tritt der Youngplan in Kraft?

Haag. Die sechs einladenden Großmächte haben in der Freitag-Sitzung die endgültige Regelung für das Inkrafttreten und die Ratifizierung der gesamten Haager Abmachungen getroffen. Danach wird im Schlußprotokoll ausdrücklich festgestellt, daß das Haager Schlußprotokoll mit den 13 Anträgen von den fünf Gläubigermächten — England, Frankreich, Belgien, Italien und Japan — sowie von Deutschland ratifiziert werden muß, in Kraft zu treten. Jedoch ist die Bestimmung aufgenommen worden, daß die Ratifizierung durch vier Mächte genügt. Diese Bestimmung ist mit Rücksicht auf Japan aufgenommen worden. Die japanische Delegation hatte darauf hingewiesen, daß die Ratifizierung durch die verfassungsmäßigen Organe vermutlich mehrere Monate in Anspruch nehmen würde. Aus diesem Grunde ist mit Zustimmung Japans beschlossen worden, daß die gesamten Haager Abmachungen auch in Kraft treten, wenn sie nur von den übrigen vier Gläubiger-Mächten und Deutschland, jedoch noch nicht von Japan ratifiziert worden sind.

Ergebnislose Einigungsbemühungen in der Ostreparationsfrage

Weiterführung der Verhandlungen in Genf oder Paris.

Haag. Die Bemühungen im Ostreparationsausschuß, noch in letzter Stunde eine Einigung mit Ungarn herbeizuführen, haben zu keinem Ergebnis geführt. Die ungarischen Vertreter, die kurz vor 12 Uhr zu den Besprechungen hinzugezogen wurden, haben die Versammlung eine halbe Stunde darauf wieder verlassen. Von ungarischer Seite wird mitgeteilt, daß die Entente sich nur zu einer Regelung bereit erklärte, in der sämtliche Fragen enthalten sind, während die Ungarn an ihrem Standpunkt festhielten, daß sie nur ein Kompromiß über die Agrarfrage eingehen könnten, in dem aber nicht die Entschädigungen für die Erzherzöge und die katholische Kirche enthalten sein dürften. Die Verhandlungen sollen, wie von ungarischer Seite weiter mitgeteilt wird, nunmehr zu einem späteren Zeitpunkt in Genf oder Paris fortgesetzt werden. Man wird nun auf Grund der bereits am Freitag nachmittag vorgeschlagenen 2 Formeln in dem Schlußprotokoll der Haager Abmachungen den gegenwärtigen Stand der Dinge festlegen, wodurch eine Weiterführung der Ostreparationsfrage zu einem späteren Zeitpunkt ermöglicht wird.

Begrüßung der amerikanischen Abordnung in London

London. Die amerikanische Abordnung für die Flottenkonferenz ist am Freitag, kurz nach 14 Uhr, in London eingetroffen. Zur Begrüßung hatten sich u. a. Außenminister Henderson, der erste Lord der Admiralität, Alexander, und der Sohn Macdonalds, als Vertreter seines Vaters eingefunden. Stimson gab eine kurze Erklärung ab, in der es heißt: „Wir sind nach England mit hohen Hoffnungen gereist und mit der Entschlossenheit, einen ernsten Versuch zu machen, die Konferenz zu einem Erfolg zu gestalten. Wir sind glücklich, daß der König von England von seiner Krankheit genesen und in der Lage ist, die Konferenz persönlich zu eröffnen". Eine Stunde nach der Ankunft stattete Staatssekretär Stimson dem Ministerpräsidenten Macdonald einen Besuch ab. Die Unterhaltung der beiden Staatsmänner dauerte sehr lange.

Wieder 13 Todesurteile in Sowjetrußland

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, wurden am Freitag in Berdizschew 13 Bauern erschossen, weil sie versucht haben sollen, das Sowjetregime zu stürzen. Sie sollen außerdem Gewalttaten gegen kommunistische Führer verübt haben.



Botschafter Schurmans Abschied von Stresemanns Grab

Vor seiner Heimkehr nach Amerika nahm der in nächster Zeit von seinem Berliner Posten scheidende langjährige amerikanische Botschafter Jacob Gould Schurman dieser Tage Abschied vom Grabe Stresemanns. Hinter Schurman auf dem Bilde Konsul Bernhard, der ehemalige Privatsekretär Stresemanns.

wirken werden. Und man muß unterstreichen, daß es wohl von den Kommunisten bis zu den Deutschnationolen im Reich keine Partei gibt, die die deutschen Ostgrenzen anerkennt, wenn auch die Mehrheit den Krieg als ein solches „Revisionsmittel" ablehnt, und eine Verständigung über die strittigen Fragen auf friedlichem Wege zu erzielen glaubt. Dieser psychologische Zustand ist es, der, sagen wir es offen, auf beiden Seiten eine freundschaftliche Zusammenarbeit und ein herzliches Einvernehmen nie zulassen wird. Die wenigen Kosmopoliten, die nicht an den Grenzen scheitern, sondern diese als überwunden betrachten, so bald der Verständigungsgeist bei beiden Völkern eingedrungen ist, sind noch sehr dünn gesäet und können in beiden Staaten auf den Fingern abgezählt werden. Denn weder in Deutschland noch in Polen wagt man offen für eine solche Verständigung zu werben; spricht man von diesen Nachbarn, so ist der Haß eine selbstverständliche Begleitmusik.

So sehr man also die letzten Schritte zum Handelsvertrag begrüßen mag, wir sind noch sehr weit von einer Verständigung entfernt, und die deutsche Minderheit hat absolut keine Besserung ihrer Lage zu erwarten. Das kam ja auch bei den deutsch-polnischen Verhandlungen zur Elternfrage beziehungsweise den sogenannten Sprachprüfungen zum Ausdruck, wo Polen zu keinem Nachgeben bereit ist, obgleich das Elternrecht nicht nur in der Verfassung, sondern auch durch die Genfer Konvention garantiert ist. Und täuschen wir uns weiter nicht, daß Oberschlesien noch auf Jahrzehnte ein heiß umstrittenes Gebiet bleiben wird, auch für diejenigen, die sich mit dem heutigen Zustand bereits abgefunden haben. Gewiß kann eine günstige Wirtschaftsentwicklung dieses Teiles der polnischen Republik viel dazu beitragen, daß der jetzige Haßgesang der beiden Nationen beigelegt wird, aber von einer wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung sind wir noch sehr weit entfernt und diese Ecke im Südosten Europas wird mehr als alle anderen Wirtschaftsgebiete die Rückwirkungen der Weltwirtschaftskrise zu spüren bekommen. Es nützt der schönste Patriotismus nichts, wenn man ihn aufputscht, hier entscheiden die sozialwirtschaftlichen Momente und werden von Ausschlag bei dem deutsch-polnischen Ausgleich sein.

Sobald erst die Haager Konferenz zu Ende ist und der Youngplan angenommen wird, bekommen wir das Echo zu spüren. Schon heute ist ein Teil der Warschauer Presse voll des Jubels, weil angeblich Frankreich über Deutschland einen Sieg davongetragen hat, indem die Sanktionen bei Nichterfüllung des Youngplanes möglich sind. Und das Krakauer chauvinistische Blatt, der „Ilustrowany Kurjer Codzienny", wies vor einigen Tagen darauf hin, daß nunmehr durch die französisch-deutsche Verständigung Deutschland aus einer Phase der Erfüllungspolitik in eine Epoche der deutschen Forderungspolitik treten wird. Es wird schon heute dafür Propaganda gemacht, die Augen der Welt darauf zu richten, daß das „Kreuzrittertum" sich nicht untersteht, dem „Drang nach dem Osten" zu folgen. Das sind weniger schmeichelhafte Töne, die man Deutschland gegenüber seinem Nachgeben und seinem Verständigungswillen entgegenklingen läßt. Und diese Stimme ist nicht vereinzelt, wir haben sie nur zitiert, weil dieses Blatt gerade als das am meisten gelesene und verbreitetste unter dem polnischen Chauvinismus gelten darf. Auf diese Tatsachen gilt es, Rücksicht zunehmen, wenn man Anschauungen hört, die von einer völligen Uebereinstimmung des polnischen und deutschen Standpunktes vor dem Abschluß oder der Ratifikation der Verträge spricht. Und es sei nicht übersehen, daß gerade dieser Tage erst Kurse für polnische Journalisten und Agitatoren stattgefunden haben, an denen fast alle Minister durch Vorträge beteiligt waren, die auf die Wichtigkeit Gdingens als Hafen für Polen und auf die Bedeutung des Korridors hingewiesen haben. Polen ist also zur Abwehr gegen eine eventuelle deutsche Forderungspolitik bereit und, wie diese Abwehr einmal ausarten kann, das ist schwer zu übersehen, läßt sich aber leicht denken und darum muß auch bei solchen „Uebereinstimmungen", wenn sie zwischen zwei Staatsmännern getroffen werden, auch gefordert werden, daß sie nicht leichthin mit Höflichkeitsphrasen abgetan sind, sondern auch durch besondere Protokolle festgelegt werden. Vorgesehen ist immer besser, als nachgesehen.

Wenn es die Staatsmänner in beiden Ländern mit ihren Versicherungen ernst meinen, daß von der deutsch-polnischen Verständigung der Frieden im Osten Europas abhängt, so darf man auch nach solchen „Uebereinstimmungen" erwarten, daß nunmehr auch der Weg beschritten wird, daß die ewige gegenseitige Hetze unterbleibt und daß die Regierungsorgane damit den Anfang machen. Denn zwischen Aufklärung und Erziehung zur Verständigung ist ein weiter Weg, und wir wollen nicht untersuchen, wo Schuld und Sühne liegen.

—ll.

Zaleski über die deutsch-polnischen Beziehungen

Die Hoffnung auf Verständigung — Finanzausgleich und Handelsvertrag

Genf. Der Genfer Vertreter des „Berliner Tageblatts", Dr. Ruppel, hatte kurz vor der Abreise des deutsch-polnischen Außenministers Zaleski aus Genf mit diesem eine Unterredung, in welcher er den polnischen Außenminister um eine

Darlegung seiner Auffassung vom gegenwärtigen Stand und der möglichen Entwicklung der Beziehungen beider Länder bat.

Zaleski sprach sich bemerkenswert zurückhaltend über das Ergebnis der Besprechungen mit Dr. von Schubert aus und erklärte im übrigen ungefähr folgendes:

„Psychologische Hindernisse, die ja leicht begreiflich seien, spielen in der öffentlichen Meinung beider Länder eine besondere Rolle unter den Schwierigkeiten." Er, Zaleski hoffe aber, daß diese Hindernisse von selbst verschwinden würden, sobald eine Menge praktischer Fragen geregelt und die Fragen des täglichen Lebens in Angriff genommen seien.

„Angesichts der gegebenen Tatsache des Nebeneinanderlebens und der Nachbarschaft unserer beiden Staaten" — so erklärte Zaleski — „sowie unserer beiden nationalen, politischen und wirtschaftlichen Organismen ist unsere dringliche Aufgabe, die Folgerungen daraus zu ziehen und uns nicht durch den Einfluß außerordentlich verständlicher und oftmals höchst achtbarer Gefühle von unserem klaren und geraden Wege ablenken zu lassen."

Er selbst, meinte Zaleski, bemühe sich an einer ganzen Reihe undankbarer und dennoch nützlicher Arbeiten mitzuwirken. Er erwähnte das deutsch-polnische Finanzausgleichs-Abkommen, das natürlich nur zu einem Kompromiß hätte bestehen können und als solches von beiden Seiten lebhaft kritisiert worden sei.

„Das in unserem Finanzausgleich verwirklichte Kompromiß", so erklärte er, „ist nach meiner Auffassung um so wichtiger, als es eine Serie komplizierter Probleme und Schwierigkeiten regelt, die die Quelle stetiger Konflikte und Erregung bilden.

Diese ständigen Reibereien, begleitet von Angriffen, Vorwürfen und Anklagen der öffentlichen Meinung in beiden Ländern führen zur Vergiftung der Beziehungen und zu hoffnungslosen Zuständen,

ohne daß irgend jemand den geringsten Nutzen davon hätte. Ich will die Bedeutung des unterzeichneten Finanzausgleichs nicht übertreten. Es scheint mir indessen, daß er einen großen Schritt auf dem Wege zur Liquidation der Schwierigkeiten und Unbilden der Vergangenheit bedeutet."

Zur Frage des deutsch-polnischen Handelsvertrages

erklärte Zaleski:

„Da diese Angelegenheit noch nicht endgültig geregelt ist, möchte ich mich zunächst noch zurückhaltend äußern und nicht voreilig einen übergroßen Optimismus zum Ausdruck bringen. Aber, soweit ich unterrichtet bin, werden wir sehr bald wissen

ob wir in dieser komplizierten Angelegenheit eine Verständigung irgendwelcher Art erreicht haben oder ob wir sie noch bis auf weiteres verschieben müssen.

Ich hoffe aber, daß das erstere der Fall sein wird... Ich versichere Sie, daß das Handelsabkommen über seine unmittelbare wirtschaftliche Bedeutung hinaus

einen großen Einfluß auf die Politik beider Länder ausüben wird.

Wenn die Grenzen sich endgültig einem normalen Warenaustausch öffnen, wenn Industrie und Landwirtschaft beider Länder Absatzmöglichkeiten im benachbarten Lande finden, wenn sich für Transportwesen und Handel eine Zusammenarbeit ergibt, dann werden die beteiligten Kreise genötigt sein,

miteinander in Berührung zu kommen und einander gründlich kennen zu lernen."

Zaleski hält dies für sehr wichtig, namentlich soweit es sich darum handelt,

daß man auch in Deutschland Polen kennen lerne, was seiner Ansicht nach, nicht genügend der Fall sei.

Man müsse sich in Deutschland ein sicheres Urteil darüber bilden, was das heutige Polen sei, welches die Wege seiner Entwicklung und seine Zukunftsmöglichkeiten seien. Man könne sich nicht auf Illusionen stützen, selbst wenn sie eine gewisse Befriedigung bereiteten. Der Minister schloß seine Ausführungen:

„Ich spreche als Verteidiger einer realen Auffassung der Dinge als der wichtigsten Grundlage der politischen Arbeit, und soweit ich die Auffassungen in Deutschland kenne, glaube ich, daß man mir dort hierin beipflichtet. Aus dieser Einstellung heraus habe ich mich auch, obwohl wir uns in Genf im Zentrum großer internationaler Ideale begegneten, jeder Erwähnung dieser Ideale in unseren Gesprächen enthalten."

Bauernwehren gegen Heimwehren

Ein „Erfolg" der Seipelpolitik zur Rettung Oesterreichs — Seipel der Schutzpatron der Heimwehren — Die Bauernwehren für Schober

Wien. Am Freitag fand in Wien die Gründungsversammlung der Bauernwehren für ganz Oesterreich statt. In einem Aufruf an das Landvolk Oesterreichs erklärten die Vertreter aus allen Ländern, daß die Bauernwehren geschlossen hinter dem Bundeskanzler Schober stehen. Ferner heißt es in dem Aufruf:

„Wir verurteilen alle Angriffe gegen Schober und werden ihnen auch zu begegnen wissen. Wir stehen auf dem Boden der Demokratie und verwerfen jegliche Art von Diktatur. Die oberste Führung des Heimatschutz-Gedankens geht Wege, auf denen wir nicht mehr folgen können."

Die Gründungsversammlung richtete an den Landbund ein Schreiben, in dem die Bildung der Bauernwehren mitgeteilt wird. Weiter richtete sie einen Brief an Dr. Steidle, in dem darauf hingewiesen wird, daß die letzten Ereignisse es einem großen Teil der Bauernschaft unmöglich gemacht hätten, im bisherigen Rahmen an der Erringung der großen Ziele des Heimatschutz-Gedankens mitzuarbeiten. Die Bauernwehren wollten keine Feindschaft mit dem Volk und würden wie bisher volks- und staatsfeindliche Elemente bekämpfen.

Hinter den Kulissen einer Königshochzeit

Die Welt hat jüngst aus Rom sehr viel über den Glanz und Prunk gehört, mit welchem die Hochzeit des italienischen Kronprinzen mit der belgischen Königstochter gefeiert wurde. Man hat aus den offiziösen Berichten nicht erfahren, was sich sonst noch rund um die Hochzeit der Königskinder begab. Erst jetzt dringen langsam Nachrichten darüber ins Ausland: sie erzählen von vielen Tausenden Verhaftungen, die die faschistische Polizei in allen Städten des Landes vorgenommen hat: wenn die Könige heiraten, haben die Spitzel zu tun. Jeder, der auch nur im mindesten „verdächtig" schien — und wer, der ein ehrliches Gesicht hat, ist das im faschistischen Italien nicht? — wurde ins Loch gesteckt und mitunter mißhandelt. In Rom allein sollen es dreitausend Verhaftete gewesen sein, in Genua dreihundert, in Mailand gleichfalls einige hundert, in Trient und Ancona je zweihundert. Ein Hotel, dessen Eigentümer es unterlassen hatte, die Personaldokumente eines Gastes abzuverlangen, ist von der Polizei geschlossen worden, ebenso eine Anzahl von Geschäften. So feierte das italienische Volk voll Freude den Jubeltag seines Königshauses...

Und doch gelang es allen diesen Spitzeln und Häschern nicht, die Stimme des italienischen Volkes zu unterdrücken. Am Hochzeitstag selbst erhielten alle Kardinäle, alle königlichen Hofdamen und Adjutanten, zahlreiche Personen des öffentlichen Lebens und alle Zeitungen in Rom das folgende Schreiben:

Prinz Humbert! Italien ist ein einziger Kerker. Die Italiener sterben Hungers. Hören Sie auf den Ruf unserer Verzweiflung oder der revolutionäre Sturm wird sich unwiderstehlich erheben. Geben Sie dem Volke die Freiheit und die Gerechtigkeit zurück, die ihm die fluchwürdigen Ratgeber Ihres Vaters geraubt haben! Gerechtigkeit und Freiheit!

Freilich hat das italienische Volk vom königlichen Prinzen wenig zu erwarten; aber als ein Protest gegen das schmachvolle Bündnis zwischen Monarchie und Faschismus ist dieser Brief immerhin ein geschichtliches Dokument.

Vor einem Bürgerkrieg in Neusüdwales?

London. Der Ministerpräsident von Neusüdwales erklärte am Donnerstag zum Bergarbeiterstreik, die Bergarbeiter ständen unter kommunistischem Einfluß. Da die Lage leicht zu einem umfangreichen Bürgerkrieg führen könne, wie er in der Geschichte Australiens ohne Beispiel sei, seien die Regierung in Neusüdwales und die australische Bundesregierung zu den schärfsten Abwehrmaßnahmen verpflichtet.

Der „Temps" rächt sich für gesperrte Schmiergelder

Eine Erklärung Primo de Riveras.

Madrid. Der „Temps" veröffentlichte vor kurzem einen längeren Artikel über Marokko, in dem die Zustände in der spanischen Zone sowie das französisch-spanische Zusammenarbeiten in den Kämpfen gegen Abd el Krim in Spanien herabsetzenden Sinnes dargestellt wurden. In einer halbamtlichen Note nimmt nun am heutigen Freitag Primo de Rivera dazu Stellung. Er läßt klar durchblicken, daß die spanische Regierung der „Temps"-Vertretung finanzielle Unterstützung gewährt habe, die vor kurzem wegen Uneinigkeiten in der Preisfrage eingestellt worden sei. Im Anschluß daran habe die spanienfeindliche Berichterstattung eingesetzt.

100 Todesopfer der Kältewelle in Amerika

London. Die Kältewelle der letzten 10 Tage, die besonders die Staaten im Westen und mittleren Westen Amerikas heimsuchte, hat bisher mindestens 100 Todesopfer gefordert.



10 Jahre Prohibition

In diesen Tagen sind genau 10 Jahre seit der Einführung der Prohibition in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vergangen. Das Verbot, das bekanntlich Herstellung, Verkauf und Genuß von Alkohol unter strenge Strafen stellt, vermochte Amerika trotzdem nicht trocken zu legen. Es setzte bald ein lebhafter Alkoholschmuggel ein, der allmählich geradezu riesenhafte Dimensionen annahm. Der Kampf gegen die „Bootleggers" hat die Vereinigten Staaten bereits viele Millionen Dollar gekostet. — Der Kampf um die Prohibition: Vernichtung von beschlagnahmten Alkoholvorräten.

Polnisch-Schlesien

Die Horcher

In allen Staaten, in welchen die demokratischen Grundsätze verworfen werden, wird die Regierungskunst auf dem Spitzelwesen aufgebaut. Anders ist das gar nicht denkbar, denn das Regieren geschieht gegen den Willen der großen Mehrheit des Volkes. Der Diktator, gleichgültig ob er Stalin oder Mussolini, oder sonstwie heißt, ist sich dessen bewußt, daß das Volk bestrebt ist, sein System abzuschütteln, um sich nach den demokratischen Prinzipien regieren zu lassen. Es liegt daher in seinem Interesse, zu erfahren, was die Bürger vorhaben, um das ihnen verhaßte System zu beseitigen. Der Diktator läßt also die Bürger bespitzeln und hält zu diesem Zwecke eine große Armee von Kreaturen aus, die die Bürger belauschen, sie aushorchen und ihnen heimlich nachspüren, um zu erfahren, wo und mit wem sie verkehren. Nun sind diese Kreaturen alles andere, nur nicht verläßlich und daher hält man noch eine besondere Sorte von Spitzeln, die nicht nur die Bürger bespitzeln, aber selbst die Spitzel. In dem zaristischen Rußland gab es viele Sorten von Spitzeln, mehr oder weniger „vertrauenswürdige“. Die einen bespitzelten die Bürger, die anderen bespitzelten die Spitzel, und wieder andere bespitzelten die Beamten. In Rußland wurden selbst hohe Würdenträger und Diplomaten bespitzelt und das Spitzelunwesen besteht dort auch noch heute. Aber selbst in den demokratisch regierten Staaten will man auf das Spitzelunwesen nicht verzichten. Wir erinnern hier an die letzte Witos-Regierung in Polen, in der auch unser „Freund“ Korfanty als Vizepremier gesessen hat. Die Bespitzelung der Sozialisten war damals auf der Tagesordnung. Hinter jedem Linkspolitiker schlich ein unheimlicher Schatten, den man nicht loswerden konnte. Die Telephongespräche wurden durch besondere Aushorcher belauscht, die die Gespräche ständig gestört haben. Es gab damals noch kein Pressedekret und doch wurde die Linkspresse konfisziert. Einem diktatorischen Regierungssystem ist der freie Meinungsaustausch der Bürger nicht gelegen, und die Presse wird geknebelt, damit die Meinung der Mehrheit der Bürger nicht zur Geltung kommt.

Was seit der Witos-Regierung geschehen ist, wissen wir bereits alle, desgleichen auch wie es mit der Pressefreiheit aussieht. Wir wollen hier noch an ein Zirkular des gewesenen Innenministers Skladkowski erinnern, der den Starosteien nahelegte, eine Karthotek über alle Persönlichkeiten, die sich im öffentlichen und politischen Leben betätigen, anzulegen. Geht die Betätigung des betreffenden Politikers über die Grenzen der Starostei hinaus, dann wird das Register über ihn in der Wojewodschaft geführt, und ist sein Betätigungsfeld noch größer, dann wird sein Register in Warschau geführt. Im Warschauer Sejm wurde vor einigen Tagen eine heiße Debatte über das Belauschen der Telephongespräche geführt. Die Ursache dazu gab das Aushorchen eines Telephongesprächs des derzeitigen Ministerpräsidenten Bartel mit dem Staatspräsidenten. Der Postminister Boerner gab zu, daß früher eine Horchstation auf der Post bestanden hat, die aber nicht mehr besteht. Die Abgeordneten wollten an die Abschaffung nicht so recht glauben, doch hat der Postminister dieses versichert. Wenn eine solche Horchstelle in Warschau vorhanden war, so ist es klar, daß sie auch bei uns nicht fehlte. Das politische Leben in der schlesischen Wojewodschaft pulsiert sehr intensiv, und wir haben schließlich dasselbe System wie in Warschau. Obwohl die Horchstationen nicht mehr bestehen, ist es doch ratsam, bei Telephongesprächen Zurückhaltung zu üben.

Schuleinschreibung, Elternrecht u. Sprachprüfung

Ueber den Ausgang der Minderheitsbeschwerden aus Polnisch-Oberschlesien haben wir bereits berichtet, und dabei hervorgehoben, daß eine der wichtigsten Fragen, die Schuleinschreibung, beziehungsweise die Auslegung des Elternrechts, welches jetzt in eine Sprachprüfung für jedes Kind, welches die deutsche Minderheitsschule besuchen will, auf polnischen Wunsch umgewandelt werden soll, auf eine der nächsten Ratssitzungen verlegt worden ist. Der Vorschlag des japanischen Vertreters Adatschi ist von der deutschen Delegation nicht angenommen worden, so daß die Frage weiter behandelt wird. Trotzdem bringt die „Polska Zachodnia“ in ihrer Sonnabendnummer einen Bericht aus Genf, in welchem sie hervorhebt, daß die Frage der Schuleinschreibung in einem für Polen günstigen Sinne erledigt worden ist. Es handelt sich um eine Falschmeldung, um bei den Angehörigen der Minderheit den Anschein zu erwecken, als wenn sie sich in Zukunft mit den Sprachprüfungen abfinden müßten und ferner auch in Zukunft bei der Anmeldung ihrer Kinder für die Minderheitsschule persönlich vor den, von der Wojewodschaft gebildeten Einschreibungskommissionen erscheinen müßten.

Die Frage der Sprachprüfungen ist überhaupt nicht entschieden, da bekanntlich auf der letzten Zusammenkunft in Paris zwischen deutschen und polnischen Vertretern eine Einigung nicht erzielt worden ist. Die Pariser Verhandlungen, die unter dem Vorsitz Adatschis stattfanden, sollten jetzt erst nach der Völkerbundstagung abgehalten werden, da aber Adatschi an der Haager Konferenz teilnimmt, so mußten sie wiederum hinausgeschoben werden. Nachdem die deutschen Vertreter erklärt haben, daß sie sich nie auf Sprachprüfung einigen werden, wird die Auslegung des Elternrechts nochmals dem internationalen Gerichtshof vorgelegt werden, der dann seine Entscheidung treffen wird. Wir verweisen nur darauf, daß es im ersten Haager Urteil zu dieser Frage klar und deutlich heißt, daß der Erziehungsberechtigte allein nach seinem Gewissen und unter persönlicher Verantwortung zu erklären hat, welche Sprache sein Kind als Muttersprache spricht und in welche Schule er es schicken will. Diese seine Erklärung darf nicht nachgeprüft werden, trotzdem hat man sogenannte Schuleinschreibungskommissionen eingerichtet, wo die Eltern, also der Erziehungsberechtigte, persönlich erscheinen muß. Eine Einrichtung, die entgegen dem Haager Urteil des internationalen Schiedsgerichtshofes polnischerseits geschaffen wurde. Nach eben demselben Urteil steht es fest, daß eine schriftliche Anmeldung des Kindes zur deutschen Minderheitsschule genügt, wenn es polnischerseits auch nicht anerkannt wird.

Daß die „Polska Zachodnia“ für sich einen obsiegenden Erfolg aus den Genfer Verhandlungen herauskonstruiert, ist nicht weiter verwunderlich, denn dort siegt man sich einfach tot. Sei es bei den Gemeindewahlen, sei es in Minderheitsfragen, immer ist der zweifelhafte Sieg da und ein polnischer Erfolg, der selbstverständlich nur allein dem Wojewoden Dr. Grazynski zuzuschreiben ist. Wie man aber in breiten Schichten der oberschlesischen Bevölkerung über diese „Erfolge“ Grazynskis denkt, das hat der Genosse Abgeordneter Reger in einer der letzten Sitzungen im Warschauer Sejm zur Genüge charakterisiert, so daß wir dem nichts hinzuzusetzen haben. —ll.

Die Militärsteuer

In Polen wurde eine Militärsteuer eingeführt und zwar für jene Personen, welche dienstuntauglich sind. Mit Recht wird diese Steuer als „Krüppelsteuer“ bezeichnet, denn sie muß von allen jenen gezahlt werden, die ein körperliches Gebrechen ausweisen, bezw. physisch schlecht entwickelt sind. Alle gesunden Männer werden bekanntlich zum Heeresdienst eingezogen und müssen den Militärdrill 2 Jahre mitmachen. Anstatt den Schwachen und den Krüppeln zu helfen, belegt man sie mit Militärsteuer, die gar nicht niedrig ist. Die Militärsteuer beträgt jährlich mehr als 50 Zloty und der physisch schwache Arbeiter muß mitunter einen halben Monat für die 50 Zloty arbeiten und selbstverständlich auch alle übrigen Steuer zahlen.

Wie es bei der Einziehung der Militärsteuer bei uns verfahren wird, zeigt folgender Fall: Der Arbeiter Osiezki, der auf der Richtunggrube in Schoppinitz beschäftigt war, erhielt die Militärsteuer für das Jahr 1929 vorgeschrieben. Obwohl ihm es schwer fiel, hat er die 50,60 Zloty in der vorgesehenen Frist bezahlt. Doch hat das Finanzamt in Myslowitz bereits Weisungen an die Grubenverwaltung gegeben, dem Arbeiter die 50,60 Zloty vom Lohne abzuziehen. Am 15. Dezember wurde der Lohn des Arbeiters um den Betrag gekürzt und die Einwendungen Osiezki, daß er die Steuer bereits bezahlt hat, unberücksichtigt gelassen. Die Grubenverwaltung hat das Geld an das Finanzamt überwiesen. Der Arbeiter wurde im Finanzamt vorstellig und verlangte die Rückzahlung des zu Unrecht zweimal bezahlten Betrages. Aber er hat sich geirrt, denn wenn das Finanzamt einmal in den Besitz des Geldes gelangt, so zahlt es davon keinen Groschen zurück. Man stellte dem Arbeiter anheim, einen „Wniosek“ einzureichen und auf die Antwort mindestens 6 Monate zu warten. Schließlich wurde ihm der Rat erteilt, die 50,60 Zloty gleich als Anzahlung auf die Militärsteuer für das Jahr 1930 stehen zu lassen, weil das viel praktischer ist. Man kann sich vorstellen, wie es dem Arbeiter, der im Monate Dezember 101.20 Zloty Militärsteuer bezahlt hat, an den Weihnachtsfeiertagen ergangen ist.

Beamten, wie sie nicht sein sollen

Der Kattowitzer Eisenbahndirektor Dobrzyzki hat seinen Posten in Kattowitz verlassen und einen gleichen Posten in Danzig übernommen. Die schlesischen Eisenbahner werden ihrem Vorgesetzten keine Träne nachweinen, denn er war weniger um sie bemüht, dafür aber bekundete der Eisenbahndirektor einen zu großen Eifer für die Sanacjaveranstaltungen. Wir haben das nur zu oft wahrnehmen müssen. Jeden Augenblick wurden den Eisenbahnern von den Löhnen und Bezügen Abzüge gemacht. Einmal war es der Dispositionsfonds für den Kriegsminister, das andere Mal war es die polnische Flotte, zur Abwechslung war es wieder der polnische Fliegerverein oder der Gasangriffsverein — gesammelt wurde unter den Eisenbahnern ständig. Auch war es nicht neu, daß man auf die Eisenbahner eingewirkt hat, was sie lesen und an welchen Gott sie glauben sollten.

Der Kampf um die Erweiterung des Besitzstandes in den Gemeinden

Am 30. März werden 44 Gemeinden, darunter 2 Stadtgemeinden, ihre Vertreter wählen. Es sind darunter mehrere große Industriegemeinden, in welchen unsere Partei vor 3 Jahren den Wahlkampf um die Mandate geführt hat. In einzelnen Gemeinden wurden auch nicht zu verachtende Erfolge erzielt. Ueber unsere Erfolge in Siemianowitz haben wir schon geschrieben. Es wurden dort 3180 Stimmen und 5 Mandate erobert. Heute wollen wir unsere Aufmerksamkeit den übrigen Gemeinden schenken, welche am 30. März ihre Vertreter wählen werden und in welchen wir den Wahlkampf 1926 selbständig geführt haben.

Fangen wir von Nikolai an. Die Zahl der gültigen Stimmen betrug in Nikolai 1926 3971 und die Zahl der zu verteilenden Mandate 29. Die D. S. A. P. erhielt davon 652 Stimmen und 4 Mandate. Unsere Stadtverordneten in Nikolai haben sich während der 3 Jahre gut gehalten, haben ihre Pflicht als Arbeitervertreter und Sozialisten in jeder Hinsicht erfüllt und die Organisation wurde weiter ausgebaut. Die Nikolaier Parteigenossen führen gegenwärtig den Kampf um die Vergrößerung des bisherigen Besitzstandes.

Etwas schwieriger als in Nikolai, steht die Sache in der zweiten Stadtgemeinde, in Myslowitz, die auch am 30. März ihre Vertreter wählen wird. 1926 wurden dort 7941 gültige Stimmen abgegeben und unsere Partei erhielt davon nur 291 Stimmen und 1 Mandat. Wohl wurde seit dieser Zeit die Myslowitzer Ortsorganisation ausgebaut, eine Frauengruppe und ein Gesangverein gegründet. Die Organisation ist rührig und lebendig, doch gibt es noch innere Unstimmigkeiten unter den Genossen, die die Stoßkraft der Partei lähmen. An der Spitze der Myslowitzer Organisation stehen neue, junge Kräfte, die mit dem besten Willen beseelt sind, aber die alten Sünden, die früher begangen wurden, hemmen die Weiterentwickelung der Ortsgruppe. Bis zum 30. März werden hoffentlich die Myslowitzer Genossen alle Beschwernisse bemeistern können, damit in dem neuen Wahlkampfe die Partei mehr Stimmen und mehr Mandate erlangt.

Als eine weitere Gemeinde, in welcher unsere Partei mitzureden hat, ist die große Industriegemeinde Michalkowitz zu nennen. 1926 wurden in Michalkowitz 2791 Stimmen abgegeben. Die Zahl der Mandate beträgt dort 9. Unsere Genossen in Michalkowitz haben bei den Kommunalwahlen 1926 Vorzügliches geleistet. Von den 2791 abgegebenen Stimmen, erhielt unsere Partei 1318 und 4 Mandate. Mit Genugtuung denken wir an den Wahlkampf der D. S. A. P. in Michalkowitz im Jahre 1926 und sind überzeugt, daß unsere Michalkowitzer Genossen am 30. März ihren früheren Erfolg noch weiter ausbauen werden. Die Organisation in Michalkowitz steht auf der Höhe und unsere Genossen, sowohl im Gemeinderat, als auch in der Organisation erfüllen ihre sozialistische Pflicht mit Begeisterung. Wir wünschen ihnen am 30. März vollen Erfolg, daß sie in der Gemeinde eine Mehrheit erobern, denn Arbeitergemeinden müssen auch von den Arbeitern verwaltet werden.

Einen selbständigen Wahlkampf 1926 führte noch unsere Partei in Chorzow und in Janow, beide große Arbeitergemeinden. Die Erfolge waren hier bescheidener, obwohl unsere Genossen auch in diesen Gemeinden ihre Pflichten restlos erfüllt haben. In Chorzow befinden sich die Stickstoffwerke, die vom Staate verwaltet werden. Selbstverständlich sorgt man dort für eine entsprechende, patriotische Gesinnung unter den Arbeitern und hält sie von dem Sozialismus fern. Doch konnten unsere Genossen in Chorzow 1926 von den 5272 abgegebenen Stimmen 537 erobern und von den 12 Mandaten fiel 1 Mandat unserer Partei zu. Inzwischen ist in Chorzow unsere Organisation erstarkt, und es wird dahin gearbeitet, den alten Besitzstand zu vergrößern. — In Janow erhielt unsere Partei 1926 nur 145 Stimmen, die für ein Mandat nicht ausgereicht haben. Seit 1926 haben die Janower Genossen schöne Organisationsarbeit geleistet, und es ist zu erwarten, daß sie diesmal mindestens zwei Sitze in der Gemeinde erobern werden.

Die D. S. A. P. wird am 30. März auch noch in anderen Arbeitergemeinden, in welchen 1926 keine eigenen Listen aufgestellt wurden, um Mandate ringen. In Frage kommt die große Arbeitergemeinde Nowa-Wies (Antonienhütte) und dann noch die Gemeinde Bytkow, weiter die zwei großen Arbeitergemeinden Rosdzin und Welnowiec (Hohenlohehütte). In allen diesen Gemeinden bestehen Ortsgruppen der D. S. A. P. und ihnen obliegt es, um die Macht in den Gemeinden zu kämpfen.

Die neuen Hüter der schlesischen Autonomie

Die Feinde der schlesischen Autonomie von gestern sind über die Nacht „Hüter“ der schlesischen Autonomie geworden. Wir verstehen darunter die schlesischen Sanatoren mit ihrem Organ, das sich „Polska Zachodnia“ nennt. Vor und nach der Auflösung des Schlesischen Sejms haben es die hiesigen Sanatoren an Verleumdung und Verächtlichmachung des Schlesischen Sejms nicht fehlen lassen. Die Hetze gegen die Autonomie und den Sejm wurde soweit getrieben, daß der Sejmmarschall Wolny eingreifen und die Verleumder der schlesischen gesetzgebenden Körperschaft vor den Strafrichter zitieren mußte. Das hat aber nicht viel genützt, denn wir leben in einer Zeit, wo selbst Minister des früheren Switalski-Kabinetts äußerst starke Ausdrücke gegen das Parlament öffentlich gebrauchten, und doch ich ihnen nichts Schlimmes geschehen.

Der schlesischen Autonomie haben die hiesigen Sanatoren vorgehalten, daß sie einer **Unifizierung unserer engeren Heimat mit Polen** im Wege stehe, der Germanisierung der polnischen Bevölkerung Vorschub leiste und den schlesischen Separatismus großzüchte. Der Vorwürfe waren es recht viele und alle zielten darauf hinaus, der Autonomie den Todesstoß zu versetzen. Man sprach offen von der Aufhebung der Autonomie, bezw. verlangte ihre Abänderung und wollte den Schlesischen Sejm zu einem Provinziallandtag, wie wir ihn aus der Vorkriegszeit kennen, degradieren. Man wollte vor allem aus dem Sejm eine wirtschaftliche Beratungsstelle machen, die sich in politische Dinge nicht einzumischen habe. Solche Tendenzen waren nicht nur in den Kreisen der schlesischen Sanacja vorhanden, denn derselbe Gedankengang war auch in den Regierungskreisen in Warschau wahrzunehmen.

Man war sich nur über das „Wie“ nicht einig, denn auf dem rechtmäßigen Verfassungswege waren die Ziele nicht zu erreichen. Die Abänderung des Organischen Statuts für Schlesien konnte nur im Verordnungswege erfolgen, aber dazu bot die polnische Verfassung keine Handhabe. Der Regierungsblock im Warschauer Sejm sprach von der Aufoktroyierung der neuen Verfassung, mittels Staatsstreich. Daß wir bei diesem Anlaß unsere Autonomie eingebüßt hätten, liegt klar auf der Hand. Zum Staatsstreich kam es nicht, und das haben wir lediglich der schweren wirtschaftlichen Krise in der Industrie und in der Landwirtschaft zu verdanken. Staatsstreich hin und Staatsstreich her, wenn aber mit jeder Woche, ja, selbst mit jedem Tage die Zahl der Arbeitslosen um viele Tausende in die Höhe steigt, dann schreckt selbst ein Herr Slawek vor seiner eigenen Courage zurück.

So lange wir einen wirtschaftlichen Aufschwung zu verzeichnen hatten, konnte man Verfassungsabänderungsfragen nachgehen, so lange glaubte das Volk an die Regierungskunst der Sanacja, aber heute denkt das Volk ganz anders und gegen diese Meinung wagt die Sanacja nicht anzukämpfen. Die Bartelregierung kommt hier einem Aussöhnungsversuch mit dem Volke gleich, und daher wird das, was gestern noch verspottet und der Lächerlichkeit preisgegeben war, aufgegriffen und als Ziel der Sanacja hingestellt. Man braucht nur die „Polska Zachodnia“ zur Hand zu nehmen und man wird dort die Bestätigung für unsere Behauptungen finden. Sie hat den Schlesischen Sejm von allen Seiten angespien und heute deklariert sich das Sanacjaorgan als die „Hüterin“ der schlesischen Autonomie. Wir lesen dort über das „schöpferische Programm“ der Sanacja, das sich auf die schlesische Autonomie und die Bedürfnisse des schlesischen Volkes angeblich beziehen soll. Zur Zeit der Switalski-Regierung hat die Sanacjatante ganz andere Ansichten über den Schlesischen Sejm geäußert und von einem „schöpferischen Programm“ war nichts zu verspüren.

Daß sich der Eisenbahndirektor Dobrzyzki um eine Direktorstelle in der Schwerindustrie bemüht hat, ist allgemein bekannt. Nach dem Tode des Generaldirektors der Friedenshütte, Dr. Glück, hat er sich um diesen Posten aus Leibeskräften bemüht, aber seine Bemühungen sind vorbeigelungen.

Nun wirkt Herr Dobrzyzki bereits in Pommerellen, und die dortige Presse weiß über seine Betätigung manche erbaulichen Dinge zu berichten. Herr Dobrzyzki gehörte früher dem rechten Flügel an und jetzt ist er Feuer und Flamme für die Sanacja. Er hat angeordnet, daß alle Eisenbahner das Sanacjaorgan lesen sollen und ließ durch einen besonderen Delegierten nachprüfen, ob seine Anordnung befolgt wird. Die Abonnementsgelder wurden den Eisenbahnern von den Gehältern abgerechnet. Seine Anordnung kam eben im Warschauer Sejm zur Sprache, und da gab es viel böses Blut dabei. Der Eisenbahnminister mußte dem tüchtigen Eisenbahndirektor auseinandersetzen, daß zu viel Eifer schadet. Was die Eisenbahner über solche Anordnungen denken, kann man sich vorstellen. Die schlesischen Eisenbahner haben nach seiner Versetzung aufgeatmet.

Ausgezahlte Arbeitslosenunterstützungen

Durch den Arbeitslosenfonds in Kattowitz wurden in der letzten Berichtswoche an die registrierten Arbeitslosen, welche innerhalb der Stadtkreise Kattowitz, Königshütte und Bielitz, sowie den Landkreisen Kattowitz, Königshütte, Pleß, Tarnowitz, Schwientochlowitz und Bielitz wohnhaft sind, insgesamt 22 580 Zloty als Unterstützungsgelder ausgezahlt. Es handelte sich in diesem Falle um solche Beschäftigungslose, die eine Unterstützung nach dem Erwerbslosenfürsorgegesetz vom 18. Juli 1924 erhalten.

Zeugenvernehmungen im Garbinski-Prozeß

Am zweiten Verhandlungstag wurden im Garbinski-Prozeß 15 Zeugen vernommen. Auf Antrag des Verteidigers sah man von der Vernehmung weiterer 15 Zeugen ab. Von den vernommenen Zeugen in dieser Prozeßsache ist zunächst der Leiter des Salzbergwerks Wiliczka, Ingenieur Grzybowski, zu erwähnen, welcher aussagte, daß die Bestellungen für die Kommissionsfirma Garbinski durch die Vermittlung der Verkaufsstellen in Warschau und Krakau erfolgten. Paul Garbinski fand sich eines Tages in Wiliczka ein und tätigte einen neuen Auftrag auf Anlieferung von Salz. Zugleich bemängelte er aber, daß das angelieferte Industriesalz von schlechter Beschaffenheit wäre, so daß man es schwer absetzen könne. Als in dieser Sache auch seitens des schlesischen Wojewodschaftsamtes bei der Direktion in Wiliczka moniert wurde, und man mitteilte, daß das Industriesalz in der bisherigen Qualität für Reinigung von Därmen, ferner bei Herstellung von Seife usw. kaum verwendet werden könne, hätte man darauf geachtet, daß die Qualität des Salzes etwas besser werde. Der Zeuge führte dann aus, daß er

als Fachmann selbst mitunter kaum imstande war, Industriesalz von minderwertigem Kochsalz zu unterscheiden.

Rechtsanwalt Zbislawski wies zwischendurch darauf hin daß man die Aussagen des bereits vernommenen Zeugen Kolodziejczyk nicht voll werten könne,

da derselbe kurz vor Beginn des Prozesses bei der Staatsanwaltschaft vorstellig wurde und Einblick in das Aktenmaterial nahm.

Hierauf erwiderte dieser Zeuge, daß die Ausführungen des Verteidigers als nicht stichhaltig zu bezeichnen wären, weil ja die Voruntersuchungen von ihm, dem Zeugen durchgeführt wurden und er das Hauptbelastungsmaterial zutage förderte.

Vernommen wurde alsdann der Finanzinspektor Hubot, welcher angab, bei Vornahme einer Revision bei Garbinski kleinere Unstimmigkeiten festgestellt zu haben, jedoch wären die Bücher im Allgemeinen in Ordnung befunden worden.

Kaufmann Herszel aus Sosnowitz gab an, daß er einige Jahre mit Garbinski in Geschäftsverbindung stand und in verschiedenen Monaten bis zu 4 und 5 Waggon

minderwertiges Kochsalz

angeliefert bekam und zwar zu den damals geltenden, amtlichen Preisen.

Der Fuhrwerksbesitzer Springer aus Zawiercie gab an, daß er innerhalb 3 bis 4 Monaten minderwertiges Kochsalz aus dem Magazin Czenstochau nach dem Magazin in Bendzin schaffte. Für Bendzin hatte inzwischen Siegmund Garbinski eine Konzession erwirkt.

Als weiterer Zeuge trat der Spediteur Steuer aus Bielitz auf, welcher ausführte, daß er mit Koblenc einen Kontrakt zwecks Auskauf von Waggons abschloß, welche aus Wiliczka bezw. Kattowitz anrollten und Salzmengen enthielten. Die Firma Garbinski verkaufte

Industriesalz pro 100 Kilogramm zum Preis von 3,20 bis 4,00 Zloty und Eßsalz pro gleiches Quantum zu 12 bis 13,50 Zloty,

einschließlich der jeweiligen Frachtkosten und anderen Spesen

Nach Vernehmung der 15 Zeugen wurde der Prozeß nachmittags um ½4 Uhr abgebrochen und auf den kommenden Dienstag vertagt.

y.

Kattowitz und Umgebung

Folgen der Vergeßlichkeit.

In Zeitabständen bringt die Straßenbahndirektion Berichte heraus, in welchen die in den Straßenbahnwagen aufgefundenen Sachen statistisch zusammengestellt sind. Der letzte Bericht für die Zeit vom 1. bis zum 31. Dezember 1929 verzeichnet folgende Gegenstände: 6 Aktenmappen, ein Buch, 1 Bohrbrett, 1 Karbidbüchse, 5 Paar Damenhandschuhe, 4 Regenschirme, 8 Spazierstöcke, 1 Friseurmantel, Galoschen, 1 Korkenzieher, Geld, 12 Paar Herrenhandschuhe, 1 Damentäschchen, 1 Handkorb, 5 einzelne Handschuhe, 2 Hemden, 2 Kopftücher, 2 Herrenschale, 1 Tuchtasche mit Büchern, 1 Ausweis, 1 Mütze, 1 Riemen, 1 Paket mit Arzneiflaschen, 15 Portemonnaies, 1 Kneifer, 1 Papierpaket, 2 Säcke, 1 Schulheft, 1 Krawatte, 1 Paar Strümpfe, 1 Taschentuch, 1 Unterhose, 1 Paket mit Weißwäsche, 1 Paket mit Material für einen Anzug, 1 Rahmen mit Leinwand, 1 Schlüsselbund, 1 Füllfederhalter und 6 Markttaschen. Die Verlierer können ihre Ansprüche in der Direktion geltend machen.

Sprachkurse der Volkshochschule. Folgende Sprachkurse laufen in der Volkshochschule: Polnisch für Anfänger, Di. u. Freit. 7 Uhr, Polnisch 11 (Lektion 28) Mo. u. Do. 7 Uhr, Polnisch für Fortgeschrittene (Lektion 18 des 2. Teiles des Lehrbuches) Mo. u. Do. 8 Uhr, Englisch 11 (Lektion 18) Mo. u. Mi. 7 Uhr, Englische Lektüre für Fortgeschrittene, Mittwoch 8 bis 10 Uhr Meldungen zu allen Kursen werden noch in den Kursen selbst entgegengenommen.

Neuer Brotpreis. Der Magistrat hat im Einverständnis mit der Bäckerinnung den Brotpreis auf 44 Groschen pro Kilo festgesetzt, was vom 16. Januar ab in Kraft tritt.

Ein unvorsichtiger Chauffeur. Von einem Personenauto wurde an der Haltestelle am Landratsamt in Kattowitz der Straßenbahnschaffner Stanislaus Babiak aus Schwientochlowitz angefahren. B. erlitt schwere Verletzungen am Körper. Der Verletzte wurde nach dem Elisabeth-Krankenhaus überführt. Nach den inzwischen eingeleiteten polizeilichen Untersuchungen soll der Chauffeur die Schuld an dem Verkehrsunfall tragen, welcher es an der notwendigen Vorsicht fehlen ließ

Wieviel Wasser braucht Groß-Kattowitz? Insgesamt 298 953 Kubikmeter Wasser wurden im Berichtsmonat Dezember innerhalb der Großstadt Kattowitz angeliefert. Es entfielen: Auf die Altstadt Kattowitz 199 977, auf den Ortsteil Bogutschütz-Zawodzie 53 709, Zalenze-Domb 44 871 und Ligota-Brynow 396 Kubikmeter Wasser.

9276 Badekarten verabfolgt. Insgesamt 9276 Badekarten wurden im Berichtsmonat Dezember in der städtischen Badeanstalt in Kattowitz eingelöst. Verabfolgt wurden: 2457 Brause-, 1054 Dampf-, 2696 Wannen- und 3069 Schwimmbäder.

Gelegenheit macht Diebe. Von einem bis jetzt nicht ermittelten Täter wurde aus einem Auto auf dem Platz Wolnosci in Kattowitz eine blaue Decke, welche mit schwarzen Fellen ausgefüttert ist, gestohlen. Die Kattowitzer Kriminalpolizei warnt vor Ankauf der gestohlenen Decke.

Veruntreuung. Die Summe von 1500 Zloty veruntreute zum Schaden der Firma Philips in Kattowitz der 25 jährige Stefan K. Der Polizei gelang es inzwischen, den Täter zu arretieren.

x.

Zalenze. (Unter den Obdachlosen.) Im neuen Obdachlosenheim in Zalenze fanden im Berichtsmonat Dezember 186 Männer und 14 Frauen Aufnahme. Es verweilten dort bereits 49 Männer und 9 Frauen, welche aus dem Monat November übernommen worden sind. Unter den Neuaufgenommenen befand sich ein großer Teil auswärtiger Personen. Ein großer Teil gelangte im Laufe des Berichtsmonats zur Entlassung, so daß 48 Männer und 7 Frauen verblieben.

Eichenau. (Eine Plage der Bevölkerung.) Sehr oft haben wir schon über die Uebergangsbrücke an der Bahnüberführung Kattowitzerstraße in den Spalten unseres Blattes geschrieben. Dieselbe wurde 1923 von der Eisenbahn wegen Baufälligkeit abgerissen. Die Ortsbehörden haben sich schon des öfteren an die Eisenbahndirektion gewandt. Aber die Eisenbahndirektion scheint gar keine Lust zu haben, ihren Fehler gut zu machen, denn schon 7 Jahre wartet die Eichenauer Bevölkerung auf eine neue Brücke. Die Kattowitzerstraße ist die verkehrsreichste Straße. Wenn beim Rangieren die Schranken geschlossen sind, manchmal eine halbe Stunde, so sammeln sich von beiden Seiten der Schranke ganze Karawanen von Autos, Fuhrwerken und Fußgängern. Nach dem Oeffnen der Schranken entsteht ein Gedränge, welches die größten Unglücksfälle verursachen kann, da alles schnell vorwärts kommen will. Es wäre am Platze, wenn sich die Polizeibehörde mit der Eisenbahndirektion in Verbindung setzen möchte, schon der Gefährlichkeit wegen, um die Beseitigung des Uebels. Eine Unterführung oder Uebergangsbrücke kostet doch nicht so viel! Die Steuern, die von der Eichenauer Bevölkerung in einem Monat eingenommen werden, möchten schon auslangen. Nur der gute Wille bei den Herren in der Eisenbahndirektion muß da sein!

—a

Eichenau. (Volkszählung.) Anläßlich der Kommunalwahlen am 27. April findet in unserer Gemeinde eine Volkszählung statt. Die Zählung hat auch einen anderen Zweck, da man auf den ausgehändigten Formularen, Arbeitsstelle und Verdienst eines jeden Familienmitgliedes eintragen muß. Um verschiedenen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, ist es ratsam, die Formulare wahrheitsgetreu auszufüllen. —a

Königshütte und Umgebung

Wie steht es mit der Errichtung eines Kommunalfriedhofes in Königshütte. In den letzten Jahren ist die Forderung der Errichtung von Kommunalfriedhöfen von verschiedenen Seiten der Anhänger des freien Gedankens gestellt worden, doch in den allermeisten Fällen ohne Erfolg, weil hauptsächlich die kirchlichen Instanzen dafür sorgen, daß ihnen ihr Verdienst nicht geschmälert wird und sie einem wesentlichen Abfall entgehen wollen. Darum ist ihre Einstellung und die Bekämpfung der städtischen Friedhöfe für uns verständlich, will man doch nicht einen Konkurrenten für das eigene Geschäft erstehen lassen, trotzdem auch von diesen Stellen sehr viel „Jedem das Seine" gepredigt wird. Letzteres hat für Alle Geltung, nur nicht für die vermaledeiten Sozialisten und Anhänger der freien Ueberzeugung. Hieraus kann gefolgert werden, daß dieser Kaste alles erlaubt ist, selbst das Einziehen der Kirchensteuern, auch von den Nichtgläubigen. Und weil eben einmal Geld nicht stinkt, wird es von allen denen genommen, die sich rupfen lassen. Uns befremdet nur, daß die kirchlichen Stellen nicht den Mut aufbringen, die ihnen als Sozialisten, Anhänger des freien Gedankens oder Sekten bekannten Personen aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Man ist wohlweislich so schlau und überläßt den „Abtrünnigen" den Austritt selbst, um der Geldausgaben von diesen Leuten nicht zu entgehen. Ungeachtet aller Erschwerungen und Bekämpfungen läßt sich der freie Gedanke nicht aufhalten und die Kommunalfriedhöfe trotz

Vom Baume des Bösen

Von Marcel Berger.

Autorische Uebersetzung von Hans Adler.

28)

Eine kindische Neugierde packte mich:

„Wissen Sie etwas Näheres von ihr? La Tour-Aymon wollte mir ihre Geschichte nicht erzählen . . ."

Doktor Pythius ließ sich nicht lange bitten.

„Sie war eine kleine Weißnäherin und hat ihren Mann, den sie sehr liebte, zu Anfang des Krieges verloren. Ein Schicksal, das Tausende traf. Ein Jahr lang suchte sie sich mühsam und anständig durchzubringen. Dann kam sie auf die Idee, als Hilfskraft in ein Ministerium eintreten zu wollen. Irgend jemand empfahl sie Dartigues. Er hat sie auf dem Gewissen. Rasch gewöhnte sie sich an das lustige Leben. Sie war jung und frisch und verlor bald alle Bedenken. In der Munitionsabteilung des technischen Militärkommandos ging sie von Hand zu Hand und im letzten Winter wurde sie dem Großfürsten Feodor im „Monico" vorgestellt . . .!"

„Ihre Geschichte ist nicht gerade tragisch", sagte ich mit zynischer Nachsicht. „Es wäre zu viel, wenn man sich um den Lebenslauf aller kleinen Mädchen Sorgen machen würde, die sich aushalten lassen."

„Nur das Kind", setzte der Arzt kühl hinzu, „behinderte sie natürlich ein wenig bei diesem Leben."

„Hatte sie denn en Kind?"

„Ja, ein zartes, kränkliches Kind. Der Großfürst okkupierte ihre ganze Zeit. Sie gab das Kind einer Tante in Pflege; die Tante starb. Nun kam das Kind zu einer Nachbarin. Schlecht gepflegt, schleppte es sich den ganzen Frühling hin. Dann bekam es Keuchhusten, Masern. Schließlich eine Broncho-Pneumonie und Schluß!"

„Wann war das?" fragte ich erschrocken.

„Vor drei Wochen."

„Und sie . . .?"

„Sie? Sie sehen doch, daß sie Halbtrauer trägt. Mehr kann man wirklich nicht verlangen."

Mit einer Bestürzung, die sich mit Mißbilligung paarte, blickte ich auf die junge Frau. Ein schwarzer Trauerschleier wehte von ihrem Hute und kontrastierte pikant mit ihrem Abendkleide aus kostbaren englischen Spitzen. Das Ganze drehte sich wirbelnd im Walzertakte. Das Bild des kleinen Kindes, das vor wenigen Tagen jämmerlich zugrunde gegangen war, wollte mir nicht aus dem Kopfe.

„Auch ein Kriegsopfer", sagte der Doktor trocken. „Soll man sie verurteilen oder beklagen? Natürlich beides. So steht es mit uns allen. Wenn jeder von uns in sich gehen würde . . ."

Ich protestierte:

„Aber, Doktor! Hat Ihr Patient Sie mit seinem allgemeinen Pessimismus angesteckt?"

„Manchmal hat man lichte Augenblicke, in denen man sich über alles Rechenschaft gibt."

„Ein verdienstvoller Mann wie Sie . . ."

„Verdienste", wiederholte er ironisch, „sind etwas höchst Relatives. Ich zum Beispiel habe während dieses Krieges konsequent gegen die anerkannten Moralbegriffe gehandelt und bin nur meinen eigenen Ideen gefolgt."

„Wieso?"

Er sah mir ruhig ins Gesicht:

„Hören Sie gut zu. Ich glaube nur an soziale Körper; das Einzelindividuum interessiert mich nicht. Nach meiner Theorie schleppt eine Rasse, in Zeiten wie die unserige, viel zu viel minderwertige Elemente mit. Ein gutes Drittel ist überflüssig, nur Belastung für die übrigen. Und als wir Aerzte nun die Gewalt in der Hand hatten, allmächtig waren, konnte ich meine Theorie in die Praxis umsetzen. Während dieser vierjährigen Schlächterei habe ich mein ganzes Augenmerk darauf gerichtet, möglichst viele Schwächlinge, Rachitische und Kandidaten der Tuberkulose als Kanonenfutter an die Front zu schicken. Herrgott, habe ich Menschen ans Messer geliefert! Zu Hunderten, zu Tausenden habe ich sie ihrem Schicksal zugetrieben . . . Natürlich machte ich mich dadurch nicht beliebt Einer meiner „Tauglichen" schoß sogar auf mich. Später ist er draußen gefallen. Und wenn man die Dinge von einem höheren Standpunkt betrachtet . . ."

Pythius unterbracht sich:

„Wahrscheinlich verurteilen Sie mich jetzt, finden mich verdammenswert", sagte er. Wer ist das schließlich nicht von einem bestimmten Standpunkte . . . Werden Sie mich für eines Ihrer Bücher verwenden? Uebriges begreife ich wirklich nicht, warum ich Ihnen das alles erzähle . . ."

Schweigend kehrten wir in den Kreis der Lichter zurück. Das Orchester spielte unermüdlich weiter, Philipp und Evelyne hatten nicht aufgehört zu tanzen. Der Arzt stand starr:

„Das ist zuviel! Er muß einen Blutsturz bekommen! Gleich wird er zusammenbrechen . . . Was für ein Skandal!"

Er eilte selbst zu den Zigeunern und gebot ihnen Einhalt. Sie waren so im Feuer, daß sie ihn erst bemerkten, als er zweien von ihnen die Hand auf die Schulter gelegt hatte. Gehorsam brachen sie mitten im Takte ab, aber die Paare drehten sich noch einige Sekunden weiter . . . . Dann erst ließ Philipp Evelyne aus. Sie war wie berauscht und taumelte. Ohne sich ein Wort zu sagen, trennten sie sich. Er wankte in eine dunkle Ecke, preßte ein Taschentuch an seine Lippen und spuckte. Sein Atem keuchte wie ein überheizter Motor.

13.

Evelyne hatte meinen Arm genommen und bat mich, sie zur Abkühlung auf und ab zu führen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr vorzuwerfen, daß sie Philipp so ermüdet hatte.

„Nur seine Schuld," sagte sie, „ich habe ihm dreimal vorgeschlagen, auszuruhen."

„Das hat ihn natürlich erst recht verletzt!"

Sie ließ den Kopf hängen:

„Ich will die Wahrheit sagen. Ich gebe zu, daß ich egoistisch gehandelt habe. Er tanzt berauschend gut!"

„So gut wie Marius?"

„Das ist etwas anderes. Dartigues ist Spezialist für Tango, Fox-Trot und One-Step. Diese Tänze sind mehr Spiel, Sport. Aber der Walzer, der Boston, hat noch etwas Romantisches. Ich hatte ein einziges Mal mit ihrem Freunde getanzt, bei unserer sogenannten Verlobung in den Salons der Lutetia, wo ich Krankenpflegerin war. Diese schönen Stunden lebten nun wieder vor mir auf."

Sie seufzte:

„Ich habe ihn geliebt; ich würde ihn noch lieben, wenn er nicht diese Krankheit bekommen hätte! Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen Eindruck es auf mich machte, mich wieder so in seinen Armen zu fühlen . . ."

An was wird er wohl gedacht haben?"

„Wie ich, daß das Leben so traurig ist."

„Er denkt nicht mehr an das Leben. Der Tod ist der einzige Gedanke, der ihn beschäftigt."

„Was kann ich dafür?"

„Evelyne," sagte ich ernst, „ich verstehe ganz gut, daß sie ihm nur in einer Regung von edlem Mitleid noch Hoffnung lassen. Aber ich fürchte, daß das alles schließlich zu einem Drama führen wird"

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Bleistiftspitzer

Von A. M. Frey.

Wir Buben gingen noch ins Gymnasium wie in ein täglich neu zu bestehendes schlimmes Abenteuer. Die Lehrer machten auf die Schüler, die Schüler auf die Lehrer Jagd. Die Robusteren hatten ihren Spaß daran, und die Nerven der feiner Gebauten gingen dabei vor die Hunde. — Heute soll es anders geworden sein.

Der Zeichenlehrer hieß Dinkert. — Er wollte den siebziger Krieg mitgemacht haben, und trug einen Mantel, der aus jenen Jahren stammen mochte. Vielleicht erzählte er nur von den Kriegszeiten, um die Schäbigkeit des alten Militärmantels, den er vor jeder Stunde sorgsam über einen Bügel hing, in unseren Augen zu glorifizieren. Er war ein großgebauter, trefflich erhaltener Fünfziger, der sein gutes Auskommen hatte, dessen Geiz ihn aber bei uns in den Verdacht brachte, Material zu entwenden, das liegengeblieben war, wobei er obendrein den, der zurückkehrte, um seine Nachlässigkeit gutzumachen, „einer Bestrafung entgegenführte".

Im übrigen war er brutal und kleinlich, züchtete seine Pedanterie bis zur schalen Tyrannei, war im künstlerischen völlig unbegabt. Das Zeichnen nach irgendeinem körperlichen Ding gab es nicht. Wir arbeiteten stumpfsinnig nach den fadesten Vorlagen.

Er trug ein Stöckchen, das zum Deuten bestimmt war und zum Schlagen in die Schülernacken benutzt wurde, ging zwischen den Zeichentischen umher, im Rücken der stehend Arbeitenden, und sah über die gebeugten Schultern nach dem Gummi, den Bleistiften verschiedenen Härtegrades, dem Wischer.

Die Gegenstände mußten in bestimmter Reihenfolge und Richtung zu einander liegen. Er kam dann auf die Belagerung von Paris und militärische Exaktheit zu sprechen. Seine bornierte und gewaltsame Feldwebelnatur, die der Macht, die er besaß, nicht gewachsen war und sie mißbrauchte, kannte nichts Wichtigeres als die Aermlichkeiten der äußeren Ordnung.

Wehe, wenn die Stifte nicht so gespitzt waren, wie eine ungedruckte Dienstvorschrift — gewissermaßen das Zeichenexerzierreglement — erforderte! Die Spitzen mußten die und die Länge haben und in dem und dem Winkel zum Schafte stehen. Wer eine Spitze beim Arbeiten abbrach, mußte heraustreten an eine bestimmte Stelle nahe dem Ofen und dort in genau festgelegter Weise neu spitzen. Gefehlt war es, falls er das Messer falsch hielt, nicht gegen sich, und den Stift auf dem Daumen der rechten Hand — sondern von sich weg, schnitzelnd in die freie Luft. Der wurde — beliebtes Erziehungsmittel — von dem zornroten Lehrer unversehens angesprungen, an den Schläfenhaaren gepackt und ruckweise gebeutelt. Wessen Haare nicht fest genug saßen, die blieben zwischen den Fingern. Daß die Schläfenstelle besonders empfindlich ist, war ihm bekannt. In schwachen, gutmütigeren Stunden betonte er das, ohne sich zu vergeben — milde grinsend.

Natürlich mußten einige Schüler besonders unter ihm leiden: solche die ungeschickt hantierten mit ihren Siebensachen. Die schon auf dem Weg in die Schule Pech hatten und mit abgebrochenen Stiften anrückten. Oder die gar schwerfällig waren, daß sie trotz aller zu Hause angewendeten Mühe keine ordnungsmäßige Spitze unter die Augen des Feldwebels brachten.

Zu ihnen gehörte der Schüler Hassel. Er war besonders vom Schicksal geschlagen. Ihn konnte der Lehrer gar nicht leiden, weil er ein verschlossenes, kein bockiges — ein gelassenes, fast ein vornehmes Wesen zur Schau trug. Er nahm „die Strafen", diese brutalen Albernheiten Dinkerts, eintönig hin, ohne besondere Zeichen von Angst oder Schmerz, wie sie aber erwünscht waren, denn Dinkert verlangte die Quittung, sonst trieb er am Ende umsonst Pädagogik und kannte sich nicht aus. Hier argwöhnte er, ohne sichs einzugestehen, daß er verachtet wurde. Und das verschärfte den Fall.

Er behandelte den Schüler Hassel ausgesucht perfide — bis er eines Tages in ein Staunen geriet, so stark, daß es ihn fast entwurzelte.

Hassel hatte vor sich auf dem Zeichentisch liegen fünf — ja fünf — schlechthin ideal gespitzte Bleistifte. Dinkert nahm sie schier ehrfürchtig in die Hand: Spitze haarscharf, in einer Geraden, ohne jede kleinste Holprigkeit übergehend in das Holz, dessen gerundete Glätte; wie ein Zuckerhütchen, einfach märchenhaft, und wirklich durchaus nicht zu begreifen. Wo das Beschnittene überging ins Unbeschnittene, griff der lackierte Teil vor in Ornamentchen voll präzisester Regelmäßigkeit.

Er ließ die Stifte sinken. „Hassel, was ist das?" Er fragte mißtrauisch mit einem aufkommenden Ton von Gewalt. Die Ehrfurcht war nicht verflogen, aber geknebelt wegen des Schülers.

„Bitte, Herr Professor?"

„Wer hat die Bleistifte gespitzt?"

„Ich, Herr Professor."

„Du? Verdammtes Lügenmaul!"

„Das ist die Wahrheit!"

Dinkert dachte nach. — In der Tat: irgendjemand mußte sie ja so hergerichtet haben. Das aber zu tun, war doch nicht nur für den schlechten Schüler Hassel, das war für jedermann — sogar für ihn selbst! — ein Ding der Unmöglichkeit. Was war bloß vor sich gegangen?

„Du willst das gemacht haben?"

Jawohl!"

„Mache vor. Dort am Ofen."

„Das kann ich nicht, Herr Professor," widersetzte sich Hassel mit einem leisen glühenden Nachdruck. „Ich kann doch die Bleistifte, die schon gespitzt sind, nicht noch einmal spitzen."

Dinkert, schwach in allem Geistigen, sah sich für den Augenblick durch den Einwand aus dem Sattel gehoben. Im geheimen mußte er dem Schüler recht geben. Er murmelte: „Dich kriegen wir schon!" und ging zum nächsten und kontrollierte die Reihe durch, immer fruchtlos grübelnd, was sich da wohl ereignet habe, was der Hassel angestellt habe, welchen Manövern er da zum Opfer falle.

Er hatte es schwer. Er kannte die Erfindung des Bleistiftspitzers noch nicht. Sein karges Hirn hatte sie niemals konstruieren, hätte sie niemals voraus oder ein zweites Mal erfinden können.

Hassel aber kannte und besaß sie in einem Exemplar, das ein Onkel von drüben mitgebracht hatte — von dort, wo alle diese Dinge gefunden wurden und werden, die das Manuelle mechanisieren. Er hatte die kleine hülsenartige Schneidemaschine dem Onkel abgebettelt. Er brauchte ja gar nicht lange zu bitten, aber er hätte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um den Spitzer zu bekommen, denn er sah in ihm seine Rettung.

Dinkert kehrte zurück. „Zeig das Messer, mit dem du das gemacht hast."

„Ich hab's nicht mitgebracht, Herr Professor."

„Warum nicht?"

„Ich brauche es ja nicht. Ich habe die Bleistifte zu Hause schön gespitzt."

„Und wenn dir einer abbricht?"

„Es wird keiner brechen, Herr Professor. Ich passe schon auf. Die sind jetzt so, daß keiner abbricht."

„Da!" — Dinkert hatte die Stifte gepackt und steil auf den Tisch gestoßen, daß ihr Blei förmlich wegsplitterte. Ueber seine ohnmächtige Wut erschrak er selber im nächsten Augenblick. Er warf hin, was er hielt und schrie: „Geh vorwärts, marsch — und spitze sie."

Hassel blieb wie versteinert vor Entsetzen. Er wurde bleich.

„Geh, hab' ich gesagt. Der Stratthaus leiht dir sein Messer."

Hassel rührte sich nicht.

Dinkert griff nach den Schläfenhaaren des Schülers; der wich aber aus.

„Nein —" sagte er leise.

„Du willst nicht?"

„Mir sind sie ja nicht abgebrochen."

Dinkert geriet plötzlich in Sorge; man sah es ihm an: Angst, er könne zu weit gegangen sein. Er bekam, wie manchmal, sein wohlwollendes Grinsen, das keiner ihm glaubte, und sagte spöttelnd: „Also gut, heute will ich selber deine Bleistifte herrichten; aber das nächste Mal machst du es mit deiner eigenen Geschicklichkeit."

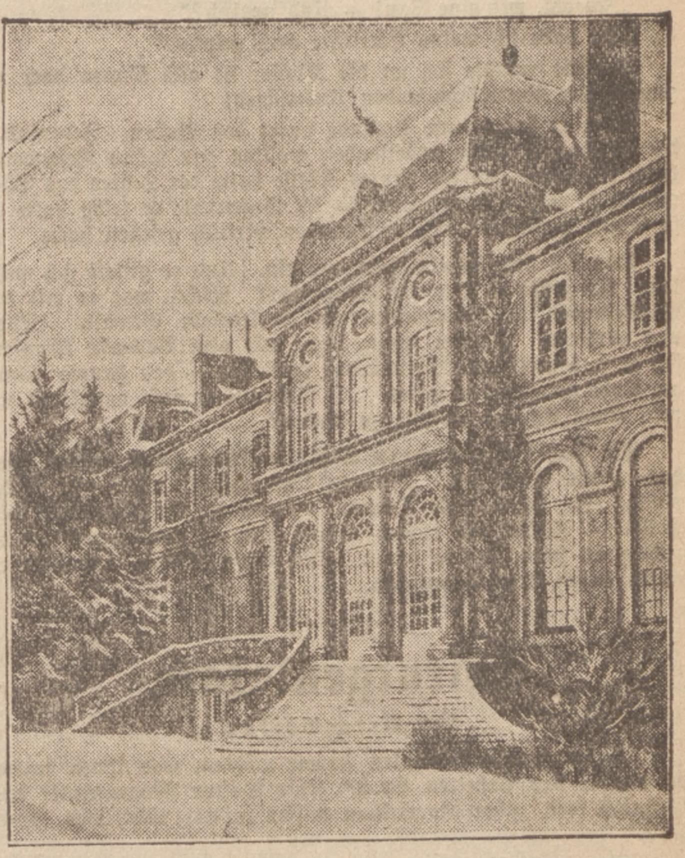
„Jawohl," sagte Hassel artig. „Zu Hause. Wir sollen ja immer die fertigen Stifte mitbringen."

„Nein, nicht zu Hause. Hier vor allem, verstanden?"

Hassel wanderte nach dieser Zeichenstunde heim — ratlos, was er beginnen solle. So hat er nach Jahren selber erzählt, als wir der Schule entwachsen waren. — Den Bleistiftspitzer herzuzeigen war ganz unmöglich. Er scheute sich nicht davor, weil solch ein Apparat vielleicht verboten gewesen wäre — noch konnte es kein Verbot in dieser Richtung geben —, sondern weil er sein Geheimnis nicht preisgeben wollte —, diesem Lehrer nicht, der es nicht wert war. Er hatte sich gedacht: ich komme in die Schule mit feingespitzten Stiften — und damit gut; es geht niemanden etwas an, wieso. Und nun waren die großen Schwierigkeiten gekommen.

Am Sonntag früh strich er umher, mit dem Spitzer in der Hosentasche. Lief ins Freie, blieb allein, zog das Ding hervor drehte es zwischen den Fingern, ließ es in der Sonne blitzen, und spitzte im Wäldlein einen Zweig zu einer schönen Spitze. Die steckte er ein — wie ein Andenken — und schlenderte weiter, unschlüssig. Am Dienstag nachmittag mußte er dem Dinkert wieder unter die Augen treten. Zum Essen ging er nicht nach Hause innerlich zu sehr beschäftigt. Aber als es vier Uhr wurde, der Hunger und das Bedenken bohrte, was der Vater sagen werde, da mußte man zum Abschluß kommen. Deutlich wurde, daß der wohl schon lange gefaßt war, denn Hassel befand sich auf der Brücke des Flüßchens. Und hob auch schon die Hand zur Schleuderbewegung — und warf ins Wasser, was ihn hatte für die Zukunft bewahren sollen vor Dinkertschen Gemeinheiten. Es half nichts. Der Rettungsversuch mußte aufgegeben werden. Das alte Elend mußte weiter seinen Gang gehen.

Er kam am Dienstag in die Stunde mit plump und knollig geformten Stiften — wie bisher, abgesehen von dem einen Mal.



Das Poppelsdorfer Schloß in Bonn

das 1715 bis 1740 nach dem Entwurf des Pariser Architekten Robert de Cotte als Sommerresidenz der Kurfürsten von Köln erbaut wurde. Das Schloß, von dem unsere Aufnahme den Mittelbau der Südfront mit der zum ehemaligen Park führenden Freitreppe zeigt, enthält jetzt Sammlungen und Institute der Universität.

Eine Nacht mit Mimi

Von Erna Büsing.

Seine Frau war verreist und da wollte er sich auch einmal etwas leisten, das heißt, er wollte mit Mimi schlafen gehen. Mimi war eine schlohweiße Angorakatze, von einem Eigenwillen und einer Kratzbürstigkeit, die vergeblich ihresgleichen suchten. Seine Frau hätte nie und nimmer erlaubt, daß Mimi mit ins Bett käme. Doch trotzköpfig und erlebnishungrig wie ein Schulbube, wollte er jetzt die verbotene Gelegenheit wahrnehmen.

Mimi, an nächtliches Herumtreiben gewöhnt, war empört über das zugemutete weiche Lager. Ihre Haare sträubten sich, sie zeigte die Zähne und sie fauchte wie ein Tiger in Rocktaschenformat. Er wollte sie zwingen, er griff nach Mimi und wenn er meinte, er hätte ihren Schwanz, dann hatte er einen anständigen Tatzenhieb über die Hand. Mimi schlug derb, seine Haut rollte sich auf und das Blut tropfte aus tiefen Rissen. Er sog die Wunde aus, denn als echter Mann war er vorsichtig und ängstlich zugleich und stets rührend besorgt um die eigene Gesundheit. Dennoch reizten ihn Widerstände ungemein. Er kroch hinter Mimi her. Er stieß beim schnellen Aufstehen mit dem Kopf unters Bett, er klemmte sich den Finger zwischen Fußleiste und Nachttischwand, er glitt über den Bettvorleger aus und setzte sich unsanft auf seinen von Natur zum Sitzen bestimmten Körperteil. Abwechselnd rief er Mimi oder fluchte, je nachdem es die Situation gerade mit sich brachte. Mimi machte dieses Theater Freude.

Als er zwei Stunden lang getobt hatte, war er körperlich schachmatt, aber seelisch gehoben ob der eigenen Beharrlichkeit. Doch da nahmen die Mieter, die unter ihm wohnten, einen Besenstiel und klopften damit unter die Decke. Das war Grund genug für den Mann, gerechtfertigt vor sich selbst, sein Vorhaben beruhigt einzustellen. Den Versuch, Mimi zu zähmen, hatte er nicht schwächlich aufgegeben, er hatte nur auf die Allgemeinheit die schuldige Rücksicht genommen. Wirklich müde fiel er ins Bett. Mimi aber entwischte in die Stube.

Es schlug Mitternacht, als er von einem fürchterlichen Gepolter erwachte. Er dachte an Einbrecher und diese Gedanken waren ihm sehr unangenehm. Wie schon erwähnt, seine Frau war nicht zu Hause; infolgedessen konnte er sich nicht die Decke über die Ohren ziehen und rufen „Mutter, stehe mal auf, wir wollen mal sehen, wer da ist!" Er mußte jetzt tatsächlich selbst aufstehen. Umständlich trat er in seine Hausschuhe und zog sich sein Jackett übers Nachthemd. Als er das Licht angedreht hatte und zitternd in die Stube kam, traute er seinen Augen kaum. Mimi hatte solch Gefallen an der Jagd gefunden, daß sie die lustige Springerei auf eigenes Risiko fortsetzte. Dabei war sie auf den Bücherschrank geraten und hatte eine dort stehende Nippsache heruntergeworfen. Diese Nippsache war die einzige, die im Zimmer stand, sie war aber echt Meißen und drei Altwarenhändler und ein Porzellansachverständer hatten sie bereits angesehen, weil sie verkauft werden sollte. Der Porzellansachverständige war sogar zweimal dagewesen, einmal hatte er einen dreistündigen Vortrag über altes Porzellan und Meißener im besonderen gehalten und das anderemal war er früher weggegangen, da er bereits nach zweistündigem Aufenthalt Kaffee bekam. Und nun war die Figur mit Stammbaum und Verkaufsaussichten kaputt. Der Mann holte einen Besen, fegte unter ziemlich wehmütigen Betrachtungen die Scherben zusammen, damit Mimi sie sich nicht in die Füße träte, und ging schlafen.

Das heißt, er gab sich Mühe, einzuschlafen. Er dachte an die Nippfigur, er dachte an Mimi und die große Reizbarkeit der Katzentemperamente. Er kam zu keinem Entschluß und auch zu keinem Abschluß seiner Denktätigkeit und um vier Uhr morgens nahm er Baldrian, damit er sich endlich beruhige.

Gerade verwirrten sich seine Sinneseindrücke, um in das Reich des Schlafes zu wechseln, als etwas für ihn Unerwartetes geschah. Baldrian lockte bekanntlich die Katzen an und darum bequemte sich Mimi, zu ihm ins Bett zu springen. Ihr Weg war ein absonderlicher und genau so eigenwillig wie Mimi selbst. Sie sprang nämlich vom Kleiderschrank ins Bett und dabei Herrchen ausgerechnet auf den Bauch. Erschreckt war der Mann hellwach und da er nun ein für allemal sein Abenteuer mit Mimi beendet wissen wollte, sperrte er sie in die Küche ein. In den Nachbarwohnungen hörte er bereits die ersten Wecker schnurren, als er endlich vorm Einschlafen war. Doch diese Nacht war für ihn restlos verloren; denn ein ungeheurer Krach ließ ihn regelrecht aus dem Bette fallen. Zitternd, aber doch weniger schreckhaft als um Mitternacht, weil das Morgenlicht bereits ins Zimmer fiel, eilte er in die Küche, da in ihr die Ursache des Krachs zu suchen war. Schnurrend saß Mimi auf dem Fußboden, inmitten unzähliger Scherben. Sie hatte ihr neues Revier untersucht und dabei, lustig aufgelegt, wie sie nun einmal war, einen Porzellaneimer von der Stellage gespielt. Der war ein Erbstück von der Großmutter selig und hatte bereits in der dritten Generation als übler Stehimweg, aber sorgfältigst gehütetes Küchenprunkstück auf besagter Stellage paradiert. Jetzt war er kaputt und Herrchen suchte nach Entschuldigungsgründen seiner Frau gegenüber; denn die Katze durfte nach hausfraulicher Anordnung nachts stromern, hatte also nichts in der Küche zu tun. Und als der Herr des Hauses mühsam die Scherben zusammenfegte, kam wutschnaubend der Untermieter und erklärte, er hätte immer erst morgens die richtige erquickende Schlaftiefe, er ließe sich solchen Radau nicht gefallen, möblierte Zimmer gäbe es übergenug. Wenn er noch einmal um seine Ruhe gebracht würde, dann zöge er sofort.

Ins Schicksal ergeben, zog der Mann sich an. Seine Frau kann jetzt wegbleiben solange sie will — niemals wird er Mimi wieder mit ins Bett nehmen.

Sein schartiges Taschenmesser legte er gleich daneben, als offen dokumentiertes Instrument.

Der Lehrer, neugierig bis zum Platzen, fiel sofort über ihn her — und es gab den üblichen Tanz, verschärft nur durch den Gegensatz der Leistung von neulich und von heute. Ob er behaupten wollte, seine Stifte so behandelt zu haben wie das letztemal? — Der Schüler schwieg.

Nun erst recht müsse er bekennen, was das damals gewesen sei. Er, Dinkert, werde den Störrischen sonst dem Direktor vorführen und Karzer beantragen.

„Ich habe meine Bleistifte gespitzt."

„Jawohl, wie eine Sau! — Und neulich?"

„Da habe ich meine Bleistifte auch gespitzt."

Dinkert wandte sich an die Klasse: sie alle können doch bezeugen den himmelschreienden Unterschied!

Aber er hatte keine Freunde unter den Buben. Jedenfalls: die in Hassels Nähe arbeitenden wollten gar nichts Besonderes bemerkt haben; und der ganzen Klasse hatte der Lehrer das Phänomen zu zeigen ja versäumt — im Gegenteil: er selbst hatte es so schnell vernichtet, daß niemand es wirklich gesehen hatte.

Das fiel dem Schulmeister nun ein. Und er giftete sich maßlos. Wo sollte er Beweise hernehmen? Nichts war es mit der Auslieferung des Lausbuben an direktoriale Gewalt. Alles war verloren. Dinkert mußte sogar mit dem Verdacht kämpfen, sich in unbegreiflicher Verwirrung getäuscht — den ganzen Kram am Ende geträumt zu haben . . . Träumte er nicht manchmal davon, einen Schüler mächtig zu ducken?

Für Hassel, für die ganze Klasse, entsprang dem Vorfall aber doch etwas Günstiges. Dinkerts Unsicherheit wich nie mehr völlig. Er haßte diese Quarta — und in ihr vorzüglich den Hassel — stärker als irgend etwas, aber er konnte nicht mehr richtig an seine Feinde heran. Der Bleistiftspitzer, von dem er nichts wußte, stand dazwischen.

Chirurgenlatain

Von Erich Grisar.

„Ja, wenn die Patienten immer wüßten, was ihnen fehlte, da machte das Arbeiten Spaß," setzte Doktor Magenschnitt das Gespräch fort, „aber die meisten wissen ja gar nicht, was ihnen fehlt."

„Oder was sie zuviel haben," meinte Doktor Stetsbereit „Da habe ich mal einen am Magen operiert. Der Kerl wollte und wollte sich nicht operieren lassen. Ihm fehle nichts, aber auch gar nichts. Na, und was war das Ende vom Liede? Er hatte ein halbes Warenhaus verschluckt. Ein Wunder, wie der Kerl hat leben können damit. Aber „Mir fehlt gar nichts", „Gar nichts", wimmerte er noch, wie wir ihm den Plunder schon längst ausgeräumt hatten.

„Na ja, das kommt öfter vor. Aber wir haben im Kriege mal einen gehabt, der steckte voll Granatsplitter, daß wir einen Munitionswagen brauchten, um das Zeug nachher wegzukriegen."

„Ja, im Operationssaal kann man schon was erleben. Ich war mal Assistent bei einem Chirurgen, wenn der nicht jede Nacht zweimal nähte, war der nicht glücklich. Also etwas vergaß der doch immer. Mal war's das Operationsmesser, mal die Darmschere. Als ihm bei einer solchen Gelegenheit mal einer draufging, wurde er trübsinnig und jetzt sinnt er im Sanatorium darüber nach, ob man die Operationsnähte nicht überhaupt durch Reißverschluß ersetzen kann."

„Wenn er's rauskriegt, wäre mir geholfen," meinte Dr. Magenschnitt nun. „Dann könnte ich auch den Mann behandeln, der mir seit Monaten schon auf der Pelle liegt. Der Mann behauptet, er habe keine Zeit zum Essen und weil doch nun einmal gegessen sein muß, will er, daß ich ihm den Magen mit einer Klappe versehe, wo er die ganze Mahlzeit reinschieben kann, ohne daß er auch nur eine Minute mit Kauen verliert."

„Verrückter Hund das, aber noch nicht so verrückt wie der, den ich mal in der Praxis hatte, der Kerl konnte nie genug beim Essen kriegen. Es schmeckte ihm einfach zu gut. Und sein größter Kummer war, daß ihm die Speisen zu lange im Magen blieben. Dem habe ich dann nachher fünf Meter vom Dünndarm wegnehmen müssen, nur damit er öfter am Tage essen konnte."

„Ach, du lieber Gott. Da haben wir auf unserer Station noch ganz andere Dinge gedreht. Da war doch einer, dem hatten sie den rechten Arm abgefahren, er war sehr unglücklich, weil er Primgeiger war. Aber mein Professor machte ihm eine Prothese so kunstvoll, daß der Mann nachher besser geigen konnte als vorher."

„Na ja, so'n dummen Arm anzusetzen, wenn das auch schon was ist" meinte Magenschnitt nun, „da habe ich einen Fall in meiner Praxis gehabt, daß wir einem Patienten einen vollständig neuen Kopf ansetzen mußten. Aus Holz natürlich. Wir hätten ja nicht geglaubt, daß der Mann noch eine Stunde gelebt hätte und waren darum sehr verwundert, als der Wärter uns berichtete, daß der Mann ohne jede Hilfe das Haus verlassen hatte. Wir gingen sofort um nachzusehen. Es war aber wahr. Und wissen Sie, wo wir den Mann nachher wiedergefunden haben? Für Hitler hielt er Wahlreden. Und wir hatten Last, ihn wieder ins Krankenhaus zu kriegen, so nötig brauchten sie den Mann bei der letzten Wahl."

„Ja, das sind so Operationen und glücklich der Arzt, dem solche Fälle begegnen" meinte nun Doktor Hilfsbereit, „er kann nur Vorteile daraus ziehen, denn sowas spricht sich rum und schadet nie. Aber manchmal kommen einem auch Fälle in die Quere, die einen aus lauter Hilfsbereitschaft in schlechten Leumund bringen."

„Na, als Arzt kann man sich doch immer ausreden, denn einen Toten gesund zu machen, das verlangt doch nicht einmal die Krankenkasse, und die verlangt schon viel für ihr Geld."

„Ja," begann nun Dr. Hilfsbereit seine Erzählung. „Ich komme doch da neulich über eine Straße, die gerade neu befestigt wurde. Ich gehe friedlich meiner Wege, als ich plötzlich in das Rosseln der Dampfwalze hinein einen Schrei gellen höre. Nanu denke ich, was ist denn da kaputt und nehme die Beine über'n Nacken. Wie ich hineinkomme, sehe ich schon das Malheur. Da war einer unter die Dampfwalze gekommen. Zu retten war nichts mehr, das sah ich gleich, aber schließlich, ich bin Arzt und kümmere mich um den, der platt wie eine Briefmarke dalag. Er wohnt gleich hier vorne, sagt einer aus der Menge. Na, denn wollen wir ihn hinbringen. So weit, so gut. Aber die Frau war wohl gerade einkaufen gegangen und nun standen wir vor der verschlossenen Türe. Wir warten eine Weile und weil wir doch nicht helfen konnten, haben wir den Verunglückten unter der Tür hergeschoben. Wir hätten das nicht machen sollen, gewiß. Es war kein schöner Zug. Aber seine Frau würde schon sehen, was mit ihrem Manne los war.

Nächsten Tag komme ich wieder in die Gegend. Na, denke ich, willst mal raufgehen, vielleicht muß ein Totenschein ausgestellt werden oder was. Ich klopfe an. Und denke, eine heulende Witwe strömt mir entgegen. Aber nichts da. Vergnügt sagt sie: „Bitte, setzen Sie sich. Mein Mann kommt auch gleich."

„Ihr Mann?" sage ich. „Ihr Mann? Ja, aber den habe ich doch gestern platt wie eine Briefmarke unter 'ner Dampfwalze weggezogen."

„Wat dat denn schon macht," erwiderte die Frau stämmig. „Dem habe ich ein Päckchen Backpulver eingegeben und da ist er mir aufgegangen wie ein Pfannkuchen."

„Donnerwetter, das ist ein starker Tobak," versetzte Dr. Magenschnitt. „Aber laß uns aufhören sonst kohlt uns der gleich noch 'ne Prise Schnupftabak in die Schuhspitzen, daß unsere Zehen niesen müssen."

„So'n Fall hab' ich auch mal gehabt, da haben sie einem Studenten, den sie bei der Mensur Nase und großen Zehen abgemäht hatten, die Nase falsch angenäht."

„Mensch, nun sei still, das wird ja schlimm mit eurer Lügerei," regte sich die Gesellschaft auf. „Komm, gebe die Karten aus, wir wollen tarocken."

„Aber nicht schwindeln dabei, ihr Kohlbrüder," warnte Dr. Stetsbereit vorsichtig.

Der Spiegel

Das war ein ganz gewöhnlicher Spiegel, klein und rund. Wenn er hochkam, war er fünf Kopeken wert.

Der Händler hatte davon ein Dutzend mit in die Steppe gebracht.

Er dachte: Das sollen die Kalmücken kaufen, die werden schon hineinfallen. Das ist weiter keine Sünde. Ein Kalmücke ist ja kein Mensch, sondern ein Tier. Seine Seele ist wie die eines Hundes, bloß etwas Dampfähnliches. Ein Tier, wie es im Buche steht."

Der Händler machte sich auf den Weg zu seinem Freund, dem Kalmücken Argarmaj, mit dem er schon manches Geschäft gemacht hatte.

Gegen Abend kam er an. Dick und kräftig, saß Argarmaj in seiner Jurte. Er saß allein am Feuer, nagte an einem Hammelknochen und summte ein Lied vor sich hin. Er sang davon, wie er morgen auf die Wanderung nach den Schneebergen aufbrechen werde, wo die Gräser so saftig und schmackhaft sind — ein wahres Paradies für sein Vieh.

„Essenj!" grüßte der Händler.

„Essenj, essenj!" antwortet Argamaj und blickt aufmerksam den Gast an.

„A—a—a . . ., da schau her! Ein lieber Freund! . . ." ruft er freudig und weist dem Gast den eigenen Platz.

Argamaj macht sich am offenen Feuer zu schaffen, das Feuer flammt greller auf. Er legt einen halben Widder in den Kessel und bereitete den Tee auf kalmückische Art: mit Milch, gerösteter Gerste und Salz.

„Die Weiber sind fort . . . Die eine ist krank und die andere ist zu ihrem Vater zu Besuch gefahren."

„Hast du einen Schnaps?"

„Ja, gewiß . . ." und er reicht ihm eine Flasche mit Schnaps, den er selbst aus der Milch erzeugt hat.

Sie saßen beieinander und plauderten. Lustig brannte das Feuer. Der Schnaps, der ihnen wohl mundete, lief heiß durch ihre Adern, stieg in den Kopf und löste die Zunge.

Der Kalmück lachte und der Händler stimmte ein, klopfte ihm auf die Schulter und schmeichelte:

„Niemand hat so gute Pferde wie du. Du hast auch die besten Stiere. Auch deine Schafe sind die besten. Du bist reich, hast eine schöne Frau."

So sprach er, trank ein Gläschen Schnaps nach dem andern und aß Hammelfleisch dazu.

Argamaj war zufrieden, hörte zu, lachte, und damit der Gast ihn nicht übertreffe, entgegnete er:

„Du bist der Beste . . . der Treueste . . . Du bist mein Freund . . ."

Der Händler erinnerte sich an die Spiegel und dachte:

Ich werde ihm einen schenken. Was macht's? Es sind ja nur fünf Kopeken."

Er holte einen hervor und zeigte ihn.

„Da hast du, schau dich einmal an!"

Argamaj schaut aufmerksam hinein. Der Spiegel fesselt seinen Blick.

„Wer ist das?"

„Na, du . . ., natürlich! . . .

„Wieso ich? Das ist der Teufel!"

„Aber nein, du bist es doch!"

Argamaj schweigt, blickt noch aufmerksamer in den Spiegel, dann voll Mißtrauen auf den Händler und sagt schließlich zu ihm:

„Warum lügst du mich an? Der Pelz da ist der meine, aber die Fratze hab' ich im Leben nie gesehen. Die kenn' ich nicht!"

Der Händler lächelt vergnügt, der Kalmück rutscht vor Ungeduld auf dem Filz hin und her, seine Hände zittern und halten das Wunderglas fest umklammert.

„Setz' mal die Mütze auf . . . Na, siehst du jetzt? Du bist's!"

Der Kalmück sieht's — da ist seine Mütze im Spiegel, er schaut den Zopf an, das ist auch sein Zopf mit dem Bändchen daran, und die Warze auf der Nase gehört auch ihm.

„Hahaha! . . . Verkauf' mir's! . . . Sei so gut und verkauf's!"

Der Händler ist vom Lachen ganz geschwächt, er will seinem Freunde eine Gefälligkeit erweisen und sagt:

„Aber, ich will dir's ja . . ."

„Sei so gut, verkauf' mir's! . . . Verlang' dafür, soviel du willst!"

Und plötzlich rollte die Händlerseele einen Abgrund hinunter.

„Unmöglich!" sagte der Händler, und seine Stimme bebte.

„Nimm dir einen Stier . . . Ich will das den Kindern und den Frauen zeigen, sollen sie sich einmal ihre Fratzen ansehen . . . Hahaha!"

„Nein, das kann ich nicht!" sagte der Händler entschlossen und zog den Spiegel leicht an sich.

Argamaj läßt nicht locker.

„Zwei Stiere, drei! Die besten!"

Die Händlerseele fiel plumpsend auf den Boden des Abgrundes und plätscherte dort im Kot.

„Aber was glaubst du denn? Ich habe selber mehr bezahlt . . . Ich hab's aus Moskau mitgebracht. Weißt du, wo das ist?"

Argamaj, das große Kind, ist dem Weinen nahe:

„Nimm dir vier Stiere . . . Bitte, nimm sie, lieber Freund!"

* * *

„Wollen wir die Stiere fangen?" sagte gierig der Händler.

Argamaj lächelt verschmitzt, verbirgt den Spiegel sorgsam und sieht voll Argwohn den Händler an; hat der den Spiegel nicht zu billig hergegeben, wird er ihn nicht zurückverlangen?

Und er sagt mit seiner dünnen Stimme:

„Du bist der Beste, der Treueste . . . Du bist mein Freund!"

Spät in der Nacht kehrte der trunkene Händler nach Hause zurück. Er wiegt sich im Sattel und denkt laut und fröhlich:

„Dazu ist er auch ein Kalmück, der noch viel lernen muß. Dazu ist er auch so ein Heidenschädel."

(Aus dem Russischen von B. Krotkow und Hans Halm.)

Moral

Einst ging ein Weiser über die Welt,
der hatte kein Haus, keinen Orden, kein Geld,
Er predigte Erbarmen
und ging zu den Kranken und Armen,
Laut tönten seine Klagen.
Er wurde ans Kreuz geschlagen

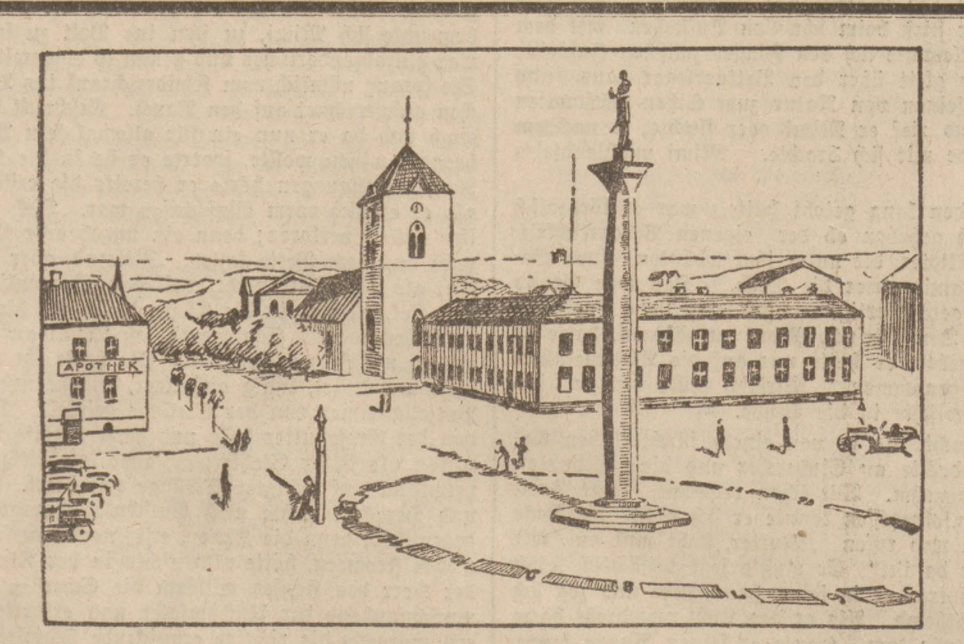
Unter Blitz und Donnerwetter
schufen die Reichen sich andere Götter;
tückisch, brutal, verrucht,
von allen guten Geistern verflucht,
und hängten mit frommem Gesumm
einen christlichen Mantel sich um.

Das ist schon lange her, mein Sohn.
Sie setzten das goldene Kalb auf den Thron
Was Menschlichkeit!
Was Brüderlichkeit!
Wie lächerlich: Wer zwei Röcke hat,
der sorge für den, der keinen hat...

Sei klug: und erb' und spekulier'
oder du bleibst ein Arbeitstier —
Ich bin Aktionär
und kauf dich mir.
Wehr' dich, ob du was bezweckst!
Mein bist du, bis du verreckst.

So möchten sie's ewig treiben.
Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben.
Pfaffen und Polizisten
erziehen geduldige Christen
und lehren dem Pöbel Bescheidenheit
vor Gott und der hohen Obrigkeit.

Karl A. Meyer.



„Wieviel Sonnenuhr ist es?"

So wird man künftig in Nirados fragen können. Sie wissen nicht, wo Nirados liegt? Nirados ist der einstige Name der norwegischen Stadt Trondhjem, die diese alte Bezeichnung vom 1. Januar ab wieder eingeführt hat. Ihre besondere Vorliebe für die Vergangenheit scheint die Stadt auch damit dokumentieren zu wollen, daß sie sich die größte Sonnenuhr der Welt auf einem ihrer Plätze erbaut.

Religionsunterricht

Von Jaroslav Hašek.

Die Kinder aus Koroupa wußten von der Religion nur so viel, daß Gott in seiner unendlichen Güte das Schilfrohr erschaffen hatte, und nach dem Schilfrohr den Katecheten Horatschek. Diese beiden Dinge ergänzten sich gegenseitig. Sodann hieß Gott die Menschen, aus dem Schilfrohr Staberl zu machen, und den Katecheten Horatschek, diese Staberl mit einer nicht alltäglichen Geschicklichkeit zu handhaben.

Gewöhnlich begann es so, daß Kaplan Horatschek in die Klasse trat, bekümmert die bestürzten Gesichter seiner Schüler betrachtete und sprach: „Wanitschek, du blöder Sklave, mir kommt vor, daß du die sieben Todsünden nicht von rückwärts hersagen kannst."

Katechet Horatschek betrieb bezüglich seiner Fragen eine regelrechte Eskamotage. So mußten zum Beispiel die Schüler die zehn Gebote von rückwärts hersagen. Oder er pflegte zuweilen zu fragen:

„Ludwig, du Galgenstrick, sag' schnell, wie lautet das dritte Gebot von rückwärts?"

Es war eine Art religiöser Mathematik, und die religiös-mathematischen Resultate pflegten stets Prügel zu sein.

Ob es nun der Wanitschek, der Buchar, der Ludwig oder ein anderer war immer schlichen sie traurig aus der Bank und traten ängstlich vor das Katheder. Traten gebrochen hin im Vertrauen auf die unendliche Güte Gottes und überzeugt, daß ihnen nicht zu helfen sei und die religiösen Begriffe nicht im Katechismus enthalten seien, sondern in jenem Teil der Hosen, auf dem sie saßen.

Es war so einfach und natürlich: den Hintern herauszustrecken und sich mit dem elastischen Staberl und der erprobten Hand des Katecheten prügeln zu lassen.

Tag für Tag wiederholten sich diese Szenen. Mit freundlichem Lächeln legte der Katechet einen nach dem andern übers Knie und sagte ihm: „Danke für die Prügel Gott, niederträchtiger Falott."

Eines Tages erzählte Rindskopf, der in dem benachbarten Dorfe wohnte, er habe gehört, es sei gut, das Staberl mit Knoblauch zu bestreichen. Nicht nur, daß die Hiebe dann nicht so schmerzten, breche das Staberl auch nach dem ersten Schlag entzwei.

Es waren die üblichen verzweifelten Hoffnungen von Optimisten, doch sie setzten auf den Knoblauch solche Hoffnungen, daß Kratochwil vor Freude weinte, als sie das Staberl damit bestrichen.

Man kann diese verzweifelte Hoffnung der ganzen Schule das traurige Kapitel einer Sehnsucht nennen.

Der Katechet machte ihnen dies in vollendeter Weise an ihren Hosen klar. Dann erklärte er ihnen in einer langen Rede, daß das, was sie mit dem Knoblauch getan hätten, Betrug sei, allerdings ein lächerlicher Betrug, wovon sie sich selbst überzeugt hätten. Es sei durchaus gerecht, sie zu bestrafen. Sie hätten Gott täuschen wollen. Er malte ihnen die verderblichen Folgen aus, die dieser Betrug ihr ganzes Leben lang nach sich ziehen müßte. Er sei die erste Stufe zu ihrem sittlichen Verfall und Verderben. Er wollte um den ewigen Frieden wetten, daß sie den Knoblauch gestohlen hätten, und deshalb werde er sie nochmals prügeln. Mit unerschütterlicher Gewißheit sehe er sie alle, mit Ausnahme des Weni (der Sohn des Herrn Verwalters) und Zdenkos (die bekamen niemals Prügel; der Vater Zdenkos war Mitglied des Schulrats), an dem Galgen baumeln.

Traurig strichen die Tage hin, und die Prügel ließen niemals nach. Es schien, als würden die Schüler nichts zu ihrer Rettung unternehmen und als würde sich alles auch weiterhin in gewohnter Weise wiederholen. Der hinkende Vielsprach aber gab dieser ganzen religiösen Frage eine andere Wendung.

Eines Tages erklärte er den Mitschülern am Teich die Bedeutung des Papiers. Er habe kürzlich daheim einen Versuch gemacht. Habe sich die Hosen mit Papier ausgestopft und einen Topf mit Milch zu Boden geworfen. Sei sofort mit einem Riemen geprügelt worden, und es habe nur halb so weg getan, als unter normalen Umständen. Sie begannen das Papier zu schätzen wie die Chinesen, die das kleinste Papierstückchen aufbewahren, um es vor dem Verderben zu schützen. In diesem Falle sollte das Papier sie schützen. Misterka, der Sohn eines Kaufmanns, war der Lieferant des Rettungsmittels, und der Katechet merkte bald, daß die Anzeichen des Schmerzes im Antlitz dieser Elenden jetzt weniger sichtbar waren.

Er dachte darüber nach und kam zu der Ansicht, daß ihre Haut allem Anschein nach härter geworden sei und daß er genötigt sein werde, sich für die Religionsstunde ein besseres Staberl zu beschaffen. Läßt doch der liebe Gott Rohrstöcke auch mit stärkerem, größerem Durchmesser wachsen.

Er stellte also diejenigen, die bestraft werden sollten, in Reih und Glied vor das Katheder und sagte ihnen, er sehe, daß sie sich bereits an das dünne Staberl gewöhnt hätten. „Da hast du Geld", sagte er zu Misterka, „und dein Vater soll mir ein dickes Staberl aussuchen."

Er merkte, daß ein Schatten über das Gesicht des Deliquenten huschte und rieb sich die Hände, preßte pervers die Lippen zusammen und fühlte, daß solch aufgeschobene Prügel ein neues Glücksgefühl in ihm erweckten.

Misterkas Vater wählte ein tadelloses Staberl aus, das durch seine Stärke den Schutzmantel aus Papier neutralisierte.

Es tat daher not, die Erfindung zu vervollkommen, und Vielsprach prägte einmal am Teich das bedeutungsvolle Wort „Pappendeckel". Dann dröhnte es in der Religionsstunde, und der Katechet seufzte: „Mein Gott, die haben aber eine harte Haut."

Er befahl Misterka, ein noch dickeres Staberl zu kaufen. Es war das stärkste, das jemals nach Koroupa gekommen war. Unter seinen Hieben barst und krachte der Pappendeckel.

„Jetzt gibt es keine Rettung mehr!" seufzte Vielsprach am Teiche. In den nächsten Religionsstunden blickten sie traurig in den Bänken vor sich hin. Sie wußten, daß jeder Kampf vergeblich sei. Nur Rindskopf lächelte.

Um so unsicherer beantworteten sie die Frage, wann Gott der Menschheit zum ersten Male seine göttliche Barmherzigkeit offenbart habe.

Vor dem Katheder standen fünfzehn Schüler, eingerechnet Rindskopf. Zehn waren bereits verprügelt worden und heulten, was im Katecheten wollüstige Regungen hervorrief. An die Reihe kam Rindskopf.

Der Katechet hatte ihn bereits übers Knie gelegt. Das dicke Staberl sauste durch die Luft, und plumps! Ein lauter Schlag ertönte, wie wenn man mit ganzer Kraft auf Cinellen oder mit einem Schlegel auf die große Trommel schlägt.

Der Katechet ließ den lächelnden Rindskopf los und brüllte: „Die Hosen hinunter."

Rindskopf hörte auf zu lächeln, ließ die Hosen hinunter und reichte dem Katecheten eine Blechtafel, die er am Tage vorher in der Kirche gestohlen hatte.

Und der Katechet las verdutzt:

„Spendet fromme Gaben zur Ausschmückung des Gotteshauses!"

Muschik und „gnädiger Herr"

Von Michael Arzybaschew.

I.

Frühmorgens kam auf den Herrenhof ein magerer, zerlumpter Muschik. Ob das ein Mensch war, ein Affe oder einfach ein verdorrter Klumpen Schmutz, das war schwer zu unterscheiden. Im Gutshofe aber war es sauber, hell, und es roch nach Gartenblumen, und aus dem offenen Fenster der Küche drang Bratenduft. Auf dem Balkon, unter der Segeltuchmarkise, stand ein Tisch und winkte fröhlich mit seinem Nickelsamowar und dem schneeweißen Tischtuch. Der gnädige Herr, ein hochgewachsener Mensch in Adelshut und blitzblankem Rohseidenanzug, saß im Schaukelstuhl und las die Zeitung, deren riesige Blätter in einem linden und fröhlichen Windchen rauschten, wie überhaupt alles heiter schien an diesem sonnigen Sommermorgen. Der Muschik lenkte seine Schritte direkt gegen den Balkon, blieb aber fast nach jedem Schritt eine Weile stehen und wartete. Schon bei dem Eingangspförtchen zum Gutshofe hatte er die Mütze abgenommen und hielt sie mit beiden Händen vor seinen eingeschrumpften Bauch. Während er eben umblätterte, bemerkte der gnädige Herr den Muschik, und gewohnheitsmäßig blickte er streng über ihn weg, in seine Zeitung.

„Was willst du?" fragte er, „woher kommst du, was gibt es?" —

Der Muschik blieb auf dem Platze stehen, wo ihn der gnädige Herr bemerkt hatte. Mit sonderbaren, halb dummen, halb traurigen Augen blickte er dem gnädigen Herrn direkt ins Gesicht, dann verneigte er sich tief vor ihm. Man sah die zerzausten Haare des Muschiks. Dann hob er den Kopf, blickte wieder und wieder in die Augen des gnädigen Herrn und verneigte sich schweigend, ohne seine mageren, krummen Knie unter den geflickten Unterhosen zu beugen.

„Ah... der liebe Gott wird schon helfen..." sagte der gnädige Herr, halb auf ihn hinblickend, verärgert, winkte leicht mit der Hand und las weiter.

Als könnte er nicht glauben, der liebe Gott würde helfen, oder als hätte er falsch verstanden, ging der Muschik nicht von der Stelle und blickte immerzu auf den gnädigen Herrn, mit unbegreiflich-traurigem Blick. Dann verneigte er sich wieder, nicht mehr und nicht weniger tief, als früher, gerade so, als würde er eine längst bekannte und gewohnte Arbeit leisten.

„Geh' doch fort!" schrie der Herr, sich ein wenig ärgernd, da er Bettler nicht liebte. „Ich habe dir gesagt, Gott wird schon helfen... und geh!"

Die Sonne leuchtete hell, der Himmel war blau. Der Muschik aber stand noch immer auf seinem Platze, und sein kurzer, entstellter Schatten lag unbeweglich auf dem reinen, gelben Sande des Hofes. Der gnädige Herr beschloß, ihn nicht weiter zu beachten und tat, als sähe er ihn nicht. Es vergingen ein paar Minuten. Der Muschik seufzte leise, drehte sich halb um, blickte wieder auf den gnädigen Herrn, wartete noch ein bißchen, dann ging er langsam und schleppte sich aus dem Tore.

II.

Es war heiß. Vor dem Mittagessen ging der gnädige Herr gewohnheitsmäßig baden. Groß, festen Schrittes, stark durchschwitzt, ging er durch den Vorgarten zum Fluß. Das Ufer fiel gegen den Fluß hin ab, von seiner Höhe aus übersah man den blauen Wasserspiegel, der trotz der Hitze noch Frische atmete. Der Geruch des Wassers wirkte belebend, oberhalb erstreckten sich im blauen Widerschein des Himmels die weiten Wiesen. Der goldene Punkt der Kirchenkuppel in dem fernen Dorf brannte zart und klar ganz am Rande des Horizonts.

Unterhalb des Gartenzaunes, am Rande der Wasserrinne, saß der Muschik von vorhin und sah vor sich hin, auf seine bastumwickelten Füße. Als er den gnädigen Herrn erblickte, hob er seine unbegreiflichen Augen und nahm die Mütze ab.

Der gnädige Herr ging torkelnd vorüber, und das Frottierhandtuch, das er um die Schulter geworfen hatte, schaukelte im Takt seiner Schritte.

Lange saß er am Ufer, nackt, ließ seinen Körper von der Sonne durchweichen, die ihm Hüften und Brust liebkoste. Und hinten, auf dem hohen Ufer, stand der Muschik, dessen Figur sich deutlich vom blauen Himmel abhob. Er blickte auf den gnädigen Herrn. Seine Anwesenheit beunruhigte diesen, und als er sich gebadet hatte, ging er heim, mit nassem Haar und vom Wasser erfrischt. Der Muschik aber schleppte sich hinter ihm her. Die Geduld des gnädigen Herrn platzte. „Wirst du mich denn nicht in Ruhe lassen? Du Teufel!" schrie er, indem er sich rasch umwandte. Das ganze Blut war ihm ins Gesicht gestiegen.

„Euer Hochwohlgeboren," sagte der Muschik heiser und monoton, „schon den vierten Tag habe ich nichts gegessen... ich bin Schnitter... finde keine Arbeit... ich kann nicht mehr weiter..."

„Bin denn ich daran schuld?" sagte der gnädige Herr jähzornig. „Bin ich denn verpflichtet, euch alle zu ernähren?"

„Euer Hochwohlgeboren..." Der Muschik bewegte sich, und mit demselben ergebenen Ausdruck, ebenso langsam und schlicht, ließ er sich in die Knie nieder, direkt in den Staub.

Zornig blickte der gnädige Herr auf seine verstaubten, grauen Haarwirbel, machte eine Handbewegung, dann ging er fort. Die Sonne brannte genau auf den Kopf des Muschiks. Es war still und heiß.

III.

Den Abendtee trank man im Vorgarten, unter den Linden. Die Sonne stand schon tief und vergoldete den Staub, den die heimkehrende Herde aufwirbelte. Hinter dem Tore spielte der Kutscher Harmonika. Der Himmel wurde zarter, und aus dem Garten kam grüne Frische. Der gnädige Herr saß im Lehnstuhl und trank seine zweite Tasse Tee, die nach dem heißen Nachmittagsschlaf außerordentlich gut mundete. Es war so ruhig in den Lüften, daß man nichts anderes wollte, als in den Himmel zu schauen.

„Lassen Sie Gottes Gnade walten... den vierten Tag..." ertönte plötzlich eine heisere Stimme hinter dem Zaun.

Der gnädige Herr zitterte, so unerwartet kam das. Durch das Gitter des Zaunes blickte derselbe graue Muschikkopf auf ihn, mit dem sonnverbrannten Gesicht und den kleinen, unverständlich ausdruckslosen Augen.

„Schon wieder bist du da?" brüllte der gnädige Herr, mit ganz fremd gewordener Stimme, so daß seine Kehle fast zu versagen schien.

„Paul, Paul, laß doch, in Gottes Namen..." bedeutete ihm die gnädige Frau, verzog das Gesicht und ließ unter den weißen Spitzen ihres Schlafrockes die vollen, rosa Ellbogen sehen.

„Was heißt das laß! Dieses Vieh verfolgt mich schon den ganzen Tag!" sagte der gnädige Herr achselzuckend. „Semjon.. Semjon...!" schrie er.

Der Kutscher hörte auf, zu spielen, und trat in den Hof.

„Jag' diesen abscheulichen Kerl davon, sofort... Er ist mir, weiß der Teufel wie, zuwider geworden..."

Faul näherte sich der dicke Kutscher dem Muschik.

„Nu geh... geh schon... Viele deinesgleichen treiben sich herum..."

Der Muschik blickte auf ihn, wandte aber wieder beharrlich seine Aeuglein auf den gnädigen Herrn. Der Kutscher packte ihn beim Kragen und drehte ihn hinaus.

„Was hast du?" fragte plötzlich beleidigt der Muschik, „habe ich dich angerührt? Ich bin zu dem gnädigen Herrn gekommen, zu Seinen Gnaden... Laß mich, was faßt du mich an?"

„Nu, nu," sagte der Kutscher drohend und stieß ihn in den Rücken. „Geh schon einmal, wenn man es dir in Güte sagt..."

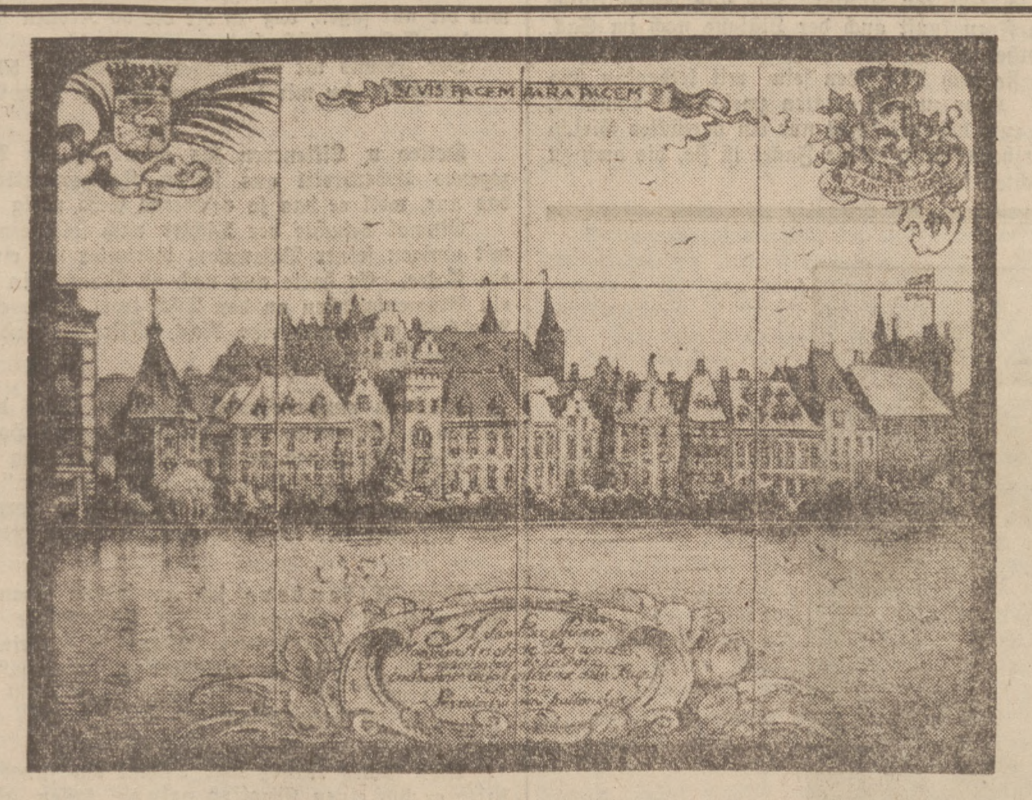
„Um das Brot sogar tut es ihnen leid," sagte der Muschik weinend. „Ich bitte... was ist das? Habt ihr denn kein Kreuz um den Hals?... verfettet seid ihr... und noch dazu Herrschaften... Um eine Brotrinde für den Hungrigen tut es ihnen leid..."

„Du wagst es noch, zu murren?" schrie der gnädige Herr.

„Warum schreist du denn? Habe ich dich denn beleidigt?"

„Semjon!" heulte der gnädige Herr, „hau ihm eins in den Nacken!"

Semjon stieß den Muschik noch einmal in die mageren Schultern und gab ihm, ein wenig mit Anstrengung, noch einen zweiten Schlag in den Nacken. Der Muschik ließ seine Mütze



Ein Geschenk der Delfter Porzellanindustrie an Briand

das zur Erinnerung an die Tätigkeit des französischen Außenministers während der ersten Haager Konferenz und seinen damaligen Besuch in Delft angefertigt und jetzt überreicht wurde. Das aus mehreren Kacheln zusammengesetzte Porzellantableau stellt die Wasserfront des Binnenhofes im Haag dar, der Tagungsstätte der beiden Haager Konferenzen. Das Geschenk trägt die Widmung in französischer Sprache: „Seiner Exzellenz Herrn Aristide Briand, dem Organisator des Friedens, zur Erinnerung an die Konferenz im Haag 1929. Seine holländischen Verehrer." Die über dem Bilde angebrachte Inschrift: „Si vis pacem para pacem" (Wenn Du den Frieden willst, bereite den Frieden), ist eine im Zeichen der Völkerversöhnung stehende Abänderung des lateinischen Sprichwortes: „Si vis pacem, para bellum" (Wenn Du den Frieden willst, bereite den Krieg).

fallen, stolperte, konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten und fiel in den Staub. Hinter dem Tor lachte man. Semjon, durch dieses Lachen angespornt, hob den Muschik beim Kragen auf und stieß ihn mit den Stiefeln in den Rücken.

„Hilfe…“ schrie der Muschik mit dünner, erschrockener Stimme, aber Semjon packte ihn und warf ihn im Bogen aus dem Tore, in den Straßenstaub.

Lange noch hörte man, wie der Muschik schrie und Semjon schimpfte, der die Hunde auf ihn hetzte.

Bald wurde es finster, die Sterne leuchteten still auf dem samtenen Himmel, und ferne, auf der Landstraße, klingelte und klingelte die weinende Stimme: „Christusschacherer… Herrschaften… einen hungrigen Menschen… huhu… alles haben sie an sich gerissen…, huhu… wartet nur…“

Im Herrenhause flammten die Lichter auf.

IV.

Die Nacht war mondhell und warm. Die Fenster gegen den Garten standen offen und sahen wie schwarze Flecke aus auf der weißen, mondlichten Wand. Die Blätter glänzten vom Tau, hinter dem Garten schlug die Wachtel, und der Mond, voll und still, schwamm unbemerkt über den Himmel, tauchte die Wiesen in weiße Nebel.

Der gnädige Herr schlief. Undeutlich sah man seinen großen Körper in dem Bett, und sein leises Schnarchen piepte in die Finsternis. Wie ein silberner Fleck legte sich das Mondlicht auf den Boden.

Plötzlich flimmerte etwas hinter dem Fenster auf und verschwand wieder. Es schien, als wäre es noch stiller geworden. Wieder tauchte ein Schatten auf, und die Silhouette des dunklen zerzausten Kopfes stand unbeweglich in dem hellen Fensterviereck. Derselbe Schatten lag auch auf dem Boden des Zimmers. Wieder piepte der gnädige Herr, murmelte etwas im Schlaf.

Weit, im Hühnerhofe, ertönte der prophetische Ruf des Hahnes und flog hoch zu dem finsteren Himmel über dem Herrenhofe.

Der schwarze Schatten des Muschiks verdeckte das Mondlicht, das in das Zimmer fiel. Etwas sprang weich auf den Boden, erstarrte. Der gnädige Herr hörte auf, durch die Nase zu pfauchen, und es schien, als beginne er, zu lauschen. Aber gleich darauf pfauchte er wieder ruhig und sorglos weiter.

Etwas Schweres erhob sich wuchtig in der Luft und sauste herunter. Etwas knisterte, wie gespaltenes Fleisch, etwas klatschte, widerlich, spritzte an die Mauer.

Krampfartig und schwer bewegte sich der gnädige Herr und röchelte plötzlich lang und erschrecklich…

Wieder ertönte der traurige und warnende Schrei des Hahnes. Still näherte sich die Nacht ihrem Ende, und der Mond versank allmählich hinter dem finsteren Garten. Jemand lief rasch durch den Garten, der Zaun knirschte, laut quakten die Frösche und sprangen ins Wasser. Alles wurde still.

Der gnädige Herr schwieg. Nur mehr mit dem Rand blickte der Mond hervor, und deutlich zeichneten sich die schwarzen Blätter vom Himmel ab.

Berechtigte Uebertragung aus dem Russischen
von Arnold Wasserbauer.

Von Kind und Ehe

20. Rede aus Friedrich Nietzsches „Also sprach Zarathustra“.

Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder, wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele, daß ich wisse, wie tief sie sei.

Du bist jung und wünschest dir Kind und Ehe. Aber ich frage dich: bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?

Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugend? Also frage ich dich.

Oder redet aus deinem Wunsche das Tier und die Notdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?

Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kind sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

Ueber dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

Nicht fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad — einen Schaffenden sollst du schaffen.

Ehe: so heiße ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens.

Dies sei der Sinn und Wahrheit deiner Ehe. Aber das, was die Vielzuvielen Ehe nennen, diese Ueberflüssigkeiten — ach, wie nenne ich das?

Ach, diese Armut der Seele zu zweien! Ach, dieser Schmutz der Seele zu zweien! Ach, dies erbärmliche Behagen zu zweien!

Ehe nennen sie dies alles; und sie sagen, ihre Ehen seien im Himmel geschlossen.

Nun, ich mag nicht, diesen Himmel der Ueberflüssigen! Nein ich mag sie nicht, diese im himmlischen Netz verschlungenen Tiere!

Fern bleibe mir auch der Gott, der heranhinkt, zu segnen, was er nicht zusammenfügte!

Lacht mir nicht über solche Ehen! Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?

Würdig schien mir dieser Mann und reif für den Sinn der Erde; aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde ein Haus für Unsinnige.

Ja, ich wollte, daß die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans miteinander paaren.

Dieser ging wie ein Held auf Wahrheiten aus und endlich erbeutete er sich eine kleine geputzte Lüge. Seine Ehe nennt er's.

Jener war spröde im Verkehr und wählte wählerisch. Aber mit einem Male verdarb er für alle Male seine Gesellschaft; seine Ehe nennt er's.

Jener suchte eine Magd mit den Tugenden eines Engels. Aber mit einem Male wurde er die Magd eines Weibes, und nun täte es not, daß er darüber noch zum Engel werde.

Sorgsam fand ich jetzt den Käufer, und alle haben listige Augen. Aber seine Frau kauft auch der Listigste noch im Sack.

Viele kurze Torheiten — das heißt bei euch Liebe zum Manne, ach möchte sie doch Mitleiden sein mit leidenden und verhüllten Göttern! Aber zumeist erraten zwei Tiere einander.

Aber auch noch eure beste Liebe ist nur ein verzücktes Gleichnis und eine schmerzhafte Glut. Eine Fackel ist sie, die auch zu höheren Wegen leuchten soll.

Ueber euch hinaus sollt ihr einst lieben! So lernt erst lieben! Und darum mußtet ihr den bitteren Kelch eurer Liebe trinken.

Bitternis ist im Kelch auch der besten Liebe? So macht sie Sehnsucht zum Uebermenschen, so macht sie Durst dir, dem Schaffenden!

Durst dem Schaffenden, Pfeil und Sehnsucht zum Uebermenschen, sprich, mein Bruder, ist dies dein Wille zur Ehe?

Heilig heißt mir solch ein Wille zur Ehe. —

Also sprach Zarathustra.

Die Turbine

Ich stand auf den Sperlingsbergen vor den Toren von Moskau und blickte in die Ebene. Mitten aus den Aeckern ragte ein hohes rundes Gefäß, in dem ich die „Trommel der Statistik“ wiedererkannte, die ich schon während der großen Umzüge auf dem Roten Platz in Moskau sah; aber sie schien in das Riesenhafte gewachsen, ein eiserner Gasometer, auf dessen gebogener Wand sich unaufhörlich Ziffern abrollten — eine kreisende Turbine von Zahlen.

„Zwölftausend neue Häuser…!“ schrie eine Stimme.

Aus der Tiefe des Kessels wuchs mit schwarzem Rachen der Lautsprecher, der betäubend wie eine Schiffssirene brüllte. Auf den Feldern und Hügeln hatte sich in Massen schweigend und unabsehbar das russische Volk im Schnee gelagert.

„Wo? Welche Stadt?“ flüsterte die Menge.

„Moskau!“

Auf der Wand der Turbine zeigten sich Zahlen:

400 000 Wohnungen durch den Bürgerkrieg vernichtet! 1924 für Neubauten 25 Millionen Rubel ausgesetzt! 1927: 70 Millionen; 1928: 120 Millionen; 1930: 400 Millionen Rubel… Dampfheizung, Fahrstühle, elektrische Küchen! Fließendes Wasser! 208 neue Bibliotheken, 330 000 Bände…!

Die Turbine hielt still. Eine neue Schrift begann auf der Wand zu tanzen.

„Wo? Welche Provinz?“

„Saratow“, schrie die blecherne Stimme.

„Der Ernteertrag einer einzigen Desjatine einer Bauernwirtschaft betrug im letzten Jahre: 102 Pud Winterweizen, 90 Pud Hafer, 1248 Pud Kartoffeln…“

Vor den Gesichtern der Menge, die von Hunger grau und ausgezehrt waren, schien der ungeheure Strom der Wolga sich am Himmel auszudehnen. In zauberischem Licht erkannte man irgendwo oben in den von der Sonne bestrahlten Winterwolken goldene Garbenfelder, schimmernde Teiche, das glänzende Vieh, das in Rudeln zur Tränke getrieben wird…

Ich wandte mich um und sah, daß die Kleider der Leute neben mir alle schwarz, staubig oder von Unrat bedeckt waren. Viele Röcke geflickt oder zerrissen, die Schuhe durchlöchert. Einige gingen barfuß.

„Das Fallen der Preise in der Sowjetunion!“

Die Turbine hatte wieder zu kreisen begonnen.

„Zündhölzer kosteten 1922 zwei Rubel die Schachtel, 1927 zehn Kopeken, 1934 eine halbe Kopeke. Fleisch, Papier, Leinewand… der Preis der Butter beträgt 5, 3, 2 Rubel. 1938: das Pfund 3 Kopeken.“ Unaufhörlich bewegten sich die weißen Linien der Statistik auf der runden Fläche der Trommel auf und nieder wie Wellen in einem See. „Der Tageslohn der russischen Arbeiter im Jahre 1913: 77 Kopeken für die Leinewandspinner, 90 Kopeken im Bergbau. 1928: 8 Rubel für den Baumwollspinner, 12 Rubel im Bergbau, 20… 40… 60 Rubel!“

Die Zahlen sangen. Alle glänzten. Niemand schien mehr die Not zu fühlen, die ihn umgab. Ein alter Mann kaute an einer trockenen Brotrinde, die öligen Blicke starr auf die kreisende Trommel gerichtet; die Kiefer bewegten sich hinter den eingefallenen Wangen.

„Die Steuerlasten der Welt im Jahre 1940: 80 Millionen Rubel in England; 50 Millionen Rubel in Amerika; 90 Millionen Rubel in Deutschland. In Rußland…?“

Ein großes weißes Fragezeichen, eine gewundene Schlange, ringelte sich auf der Wand der Turbine.

„Keine!“ gröhlte der Lautsprecher.

Die Menge jubelte. Die Fieberkurve der Statistik stieg mit unheimlicher Geschwindigkeit. Wilde Erregung erfaßte die Menschen. Kolonnen von Zahlen mit ihren Einsen und Sieben gleich Soldaten, die ein Bajonett auf der Schulter trugen, hatten sich in Bewegung gesetzt, Regimenter von Ziffern, Fünfen, Achten und Neunen, die mit geschwollenen Bäuchen wie Betrunkene vorüberjagten.

Plötzlich erblaßten alle in Schweigen. Große, feurige Buchstaben, aus glühendem Eisen gebogen, flammten an der Zylinderwand auf:

„Die Zahl der Gefangenen in Rußland! 1898: 77 000, 1899: 84 000, 1905: 91 720, 1906: 111 000, 1908: 171 000, 1911: 180 000…“

Der Atem der Menge stockte.

„Hinrichtungen!“ schrien die Buchstaben, die wie mit Blut gefüllte Adern zuckten, wanden sich, platzten auf und vertropften. „1825 bis 1908 wurden in Rußland wegen politischer Taten zum Tode verurteilt: 525 Menschen, 1906 bis 1910: 37 620. In 83 Jahren wurden hingerichtet: 500 Menschen, in vier Jahren 37 000, 7524 jährlich, 627 monatlich, 20 Menschen täglich…“

Das Weiße zeigte sich in den Augen der Menge, der Mund war ein Loch, aber kein Schrei trat heraus. Finster blickten die Männer zu Boden, es schien, als wären auch die Falten auf ihren Stirnen zu geheimnisvollen, grausamen Ziffern eingebrannt, wie man das Vieh auf dem Markte stempelt; Fäuste ballten sich in den Taschen. Schneller drehte sich die Turbine. 1925… 1934… Die Ziffern schrumpften wie Narben zusammen; aber noch immer hielt das qualvolle Schweigen über der Menge an. 1950… An Stelle der Zahlen öffnete sich ein leerer Fleck.

Langsam wandten die Augen der Frauen und Männer sich einander zu; sie lächelten, leise, fast kummervoll in einem unbegriffenen, verschämten Glück.

Der Lautsprecher hatte das Jahr 2000 erreicht.

„Rußland, die Heimat des Kommunismus, marschiert an der Spitze der Welt! Die Rätestaaten England und Deutschland schließen sich der Union an. Der vierstündige Arbeitstag. Die Welternte an Weizen in Amerika: 20 Millionen Tonnen. In Rußland: 140 Millionen Tonnen. 9000 neue Oelpumpen, 4800 Bohrlöcher, 78 Millionen Pud Naphtha. Die Anbaufläche Sibiriens… Traktoren, Kraftwerke… 70 000 000 000…“

Die Nullen entströmten in schneller Folge dem Trichter, als bliese ein Raucher unaufhörlich aus seinem Munde Ringe in die Luft. Ein Feuerwerk von Zahlen fiel über die Menge. Kinder streckten voll Entzücken die flehenden Arme danach aus; die mageren Glieder zitterten. Mädchen lagen sich schluchzend in den Armen, eine Ziehharmonika sang, Männer und Frauen tanzten hingerissen um die Turbine. Andere waren erschöpft auf den Boden gesunken, starr von Frost und Entbehrungen wie Tote; aber man fühlte, wie ihre Blicke noch unter den geschlossenen Lidern auf die Turbine gerichtet waren. Ein Kind auf den Armen einer jungen Frau wand sich in Hungerkrämpfen und verschied; auf den zusammengepreßten apfelgelben Lippen der Mutter glühte ein Lächeln.

„2110“, keuchte der Lautsprecher.

Mir schwindelte. Die Trommel hatte eine solche Schnelligkeit erreicht, daß ich nicht mehr zu folgen vermochte. Von neuem blickte ich auf die fadenscheinigen schwarzen Kleider. In weiter Oede dehnten sich die Felder dahinter; aus der Ferne ragten die Trümmer zerfallender Häuser. Auf den fahlen, müden Gesichtern lag stille Verklärung. Ich fror.

Die Turbine raste. A. T. Wegner.

Kleine Dalles-Geschichten

Ludwig Anzengruber lebte in sehr bedrängten Verhältnissen. Einst besuchte er einen seiner bessergestellten Freunde.

Nach den Begrüßungsworten begann Anzengruber: „Ich will dir nur sagen, daß ich dir die 50 Kronen bestimmt am kommenden Ersten zurückgebe.“

Der Freund tat verwundert: „Was für 50 Kronen denn?“

„Nun, die du mir jetzt pumpen wirst“, erwiderte der Dichter.

*

Detlev v. Liliencron las öfter auf der Bühne von Wolzogenes Ueberbrettl aus seinen Kriegsnovellen vor. Er tat das nur, weil er das so verdiente Geld nötig gebrauchte.

Einmal besuchte der Dichter nach solch einer Veranstaltung mit einigen seiner Bekannten, worunter sich eine Dame befand, ein Cafee. Er hatte nur noch 50 Pfennig in der Tasche. Als ein Blumenmädchen an den Tisch trat, kaufte er für seine ganze Barschaft der Dame eine Rose. Für das andere ließ er seine Freunde sorgen.

*

Klabund mußte einmal in einem Cafee die Zeche schuldig bleiben. Bekanntlich trug der Dichter eine Hornbrille.

„Ich lasse Ihnen mein Taschenmesser zum Pfand“, sagte er zum Kellner, „ich habe weiter nichts bei mir.“

„Da geben Sie mir schon lieber Ihre Hornbrille, die brauchen Sie eher wieder“, entgegnete der menschenfreundliche Ober.

*

Peter Altenberg saß an seinem Stammtisch in einem Wiener Lokal. Es wurde über Herrenmode gesprochen.

„Ich weiß nicht“, sagte Altenberg, „mein Schneider sagt immer, für mich sei es so schwer zu arbeiten.“

„Warum?“

„Weil ich nicht bezahle!“

*

Auch Georg Kaiser war einmal ein junger Anfänger. Da hatte er sich einen Smoking arbeiten lassen, aber mit dem Bezahlen ging es nicht so, wie der Schneider es gewollt hätte. Mahnbriefe mehr oder minder freundlichen Inhalts waren die Folge.

Bis Georg Kaiser kurzentschlossen nach Venedig abdampfte. Dort kaufte er eine Ansichtspostkarte von San Marco und schickte sie an den sitzengelassenen Schneider mit folgenden Worten:

„Sehr geehrter Herr, inliegend 150 Mark für 1 Smoking. Hochachtungsvoll Georg Kaiser.“





Ausstellung der Werke des „Meisterfälschers“ Dossena in Berlin

Im Berliner Künstlerhaus wurde am Sonntag eine Ausstellung aus den Werken des römischen Bildhauers Alceo Dossena eröffnet, der wie erinnerlich, vor anderthalb Jahren als der eigentliche Schöpfer einer Anzahl Kunstwerke der italienischen Renaissance enthüllt wurde. Die Arbeiten Dossenas sind so stilecht, daß sie selbst von gewiegten Kennern als echte Schätze aus früheren Epochen anerkannt und zu hohen Preisen gekauft wurden. Unser Bild zeigt links: eine Marmor-Porträtbüste von Dossena im Stile des Verrochio (XV. Jahrhundert); rechts: eine weibliche Porträtbüste aus Marmor im Stile der Renaissance.

aller Gegenwehr werden einmal kommen, wie sie bereits in tausenden von Städten anderer Länder vorhanden sind und Friede und Eintracht unter allen Bekenntnissen herrscht. In Anbetracht dessen, stellte Genosse **Mazurek** bei der diesjährigen Festsetzung des Budgets für das Rechnungsjahr 1930/31 den Antrag, für die Errichtung eines städtischen Friedhofes einen Betrag von 10 000 Zloty im Haushaltungsplan bereitzustellen, um auch den Andersgesinnten entgegenzukommen und allen unliebsamen Vorfällen, wie sie sich bis heute verschiedentlich ereignet haben, für die Zukunft zu entgehen. Wie vorauszusehen war, hatte er damit einen Griff ins Wespennest gemacht, trotzdem auch nach langen Auseinandersetzungen anerkannt werden mußte, daß eine derartige Einrichtung dem Ganzen keinen Abbruch tun würde. Na also, warum dann diese Widerstände, gebt doch jedem das Seine und alles wird in Ordnung sein! Trotz alledem hatte man diesem berechtigten Antrage nicht stattgegeben, was einmal sowieso kommen wird. Wie schon vielfach bei solchen Angelegenheiten, wurde auch in diesem Falle wieder „gedreht", Ausflüchte u. v. a. gemacht. Selbst Vertröstungen wurden gemacht, indem erklärt wurde, daß die Einrichtung von kommunalen Friedhöfen in der nächsten Zeit gesetzlich geregelt wird. Bis zu dieser Zeit wird sehr viel Wasser die Rawa entlang fließen müssen. Was aber das wichtigste für uns ist, bleibt die Zusage, daß alle in Frage kommenden Vereine, die einen städtischen Friedhof wünschen, an die Errichtung von „freien" Friedhöfen selbst herangehen mögen, und wenn ein solcher Plan Wirklichkeit werden sollte, man gegen Gewährung von Subventionen nicht abgeneigt wäre. Wenn dieses auch nicht unserem Antrage entspricht, so nehmen wir es zur Kenntnis und werden demnach unsere Vorbereitungen zu treffen verstehen. Die maßgebenden Repräsentanten dieser Zusage, werden wir zur gegebenen Zeit beim Wort halten und uns auf die bisherige Gewährung von in die tausende von Zloty gehenden Subventionen für Friedhofsangelegenheiten berufen, sie zahlengemäß in Erinnerung bringen, und in nächster Zeit mit den Vorarbeiten der Errichtung eines freien Friedhofs uns beschäftigen. Trotz alledem verblieben wir bei unserer Auffassung, daß die Errichtung eines Kommunalfriedhofes Sache der Stadt ist und die andersgesinnten Bürger ein Recht darauf haben, in Anbetracht der Steuerabgaben. In der nächsten Stadtverordnetensitzung werden die Arbeiterparteien erneut mit einem Dringlichkeitsantrage herantreten, um die Errichtung des Kommunalfriedhofes zur Aussprache zu bringen.

Eröffnung einer zweiten Mütter- und Kinderberatungsstelle. In den Räumen des Josefsstiftes an der ul. św. Piotra wurde in Anwesenheit des Magistrats und Vertretern der Wojewodschaft eine zweite Beratungsstelle für Mutter und Kind eröffnet. Die neue Beratungsstelle ist mit den neuesten hygienischen Einrichtungen versehen, und die Leitung wurde dem Dr. Spyra übertragen. Unter Mithilfe der dortigen Schwestern werden daselbst Beratungen jeden Montag und Donnerstag in der Zeit von 13 bis 14 Uhr nachmittags abgehalten.

Gefundene Urkunden im Rathaus. Bei den Renovierungsarbeiten im Untergeschoß des alten Rathauses stieß man auf die Urkunden, die bei der Grundsteinlegung des Rathauses am 1[illegible]. Juli 1874 gelegt wurden. In einer Messingrolle waren mehrere Urkunden, die an diesem Tage daselbst aufbewahrt wurden, so der Stadtplan der früheren Gemeinde Königshütte, Verzeichnisse der damaligen Magistratsmitglieder und des Stadtverordnetenkollegiums, an der Spitze mit dem damaligen Bürgermeister Böttcher. Ferner enthält die Messinghülle einige Nummern der damaligen Stadtblätter, des „Stadtblattes" und des „Anzeigers für den Industriebezirk".

Eine neue Verkehrsregelung. Die Polizeiverwaltung hat für die ul. Krakuska eine neue Verkehrsordnung erlassen, wonach alle Fuhrwerke und Fahrzeuge, die Waren nach der Markthalle bringen, nach Entleerung derselben wieder aus dem Abschnitt der ul. Krakuska, und zwar zwischen der Markthalle und dem Marktplatz entfernt werden müssen, d. h. kein Fahrzeug darf sich daselbst aufhalten, wie es bis jetzt der Fall war. Diese Anordnung bezieht sich auch in der gleichen Weise auf alle anderen Fahrzeuge, die sich auf dieser Straße oder zwischen der Markthalle und dem Schlachthof aufhalten. Uebertretungen werden zur Anzeige gebracht.

Siemianowitz

Die Schellerhütte reduziert Arbeiter.

Wir brachten in Nr. 293 unserer Zeitung einen Artikel, der die Zustände in der Schellerhütte brandmarkte, weil eine große Zahl von Arbeitern geschädigt worden. Auf diesen Artikel sandte uns der Aufseher Wystemp eine Berichtigung zu, die nicht einwandsfrei war und wir darum zu der Berichtigung wiederum Stellung nehmen müssen.

Wie unser Gewährsmann mitteilt, sind genügend Zeugen vorhanden, die das Gegenteil der Berichtigung beweisen können. Nun zu den einzelnen Punkten der Berichtigung. Herr Wystemp bestreitet, daß alte Beamten entlassen wurden. Wir behaupten, daß doch Beamte entlassen wurden und zwar Herr Schichtmeister Weiß, ein Meister Babczyk und der Meister Kreisel. Sie arbeiten heute als gewöhnliche Arbeiter. Ferner mußte Herr Direktor Scheffczyk dem Herrn Toskiewicz seine Stelle räumen. Weiter behauptet Herr Wystemp, daß Herr Toskiewicz niemanden „Bolschewik" genannt hat. Zeugen können wiederum beweisen, daß Herr Toskiewicz, als einige Arbeiter mit einer Forderung bei ihm vorstellig wurden, die Aeußerung fallen ließ: „Zuerst muß ich die „Bolschewisten" entlassen!" Kurze Zeit darauf reduzierte er die „Bolschewiken" wegen ihres Verhaltens.

Ueber die „Flucht" aus Rußland wollen wir nicht streiten. Jedenfalls wenn Herr Toskiewicz in einem großen Unternehmen eine leitende Stelle bekleidete, so hätte er sie bis heute nicht aufgegeben. Demnach ist also das „Flüchten" zu beurteilen, als auch seine Abneigung zu den „Bolschewisten". Weiter bezeichnet es Herr Wystemp als Unwahrheit, daß die Versammlung während dem Frühstück stattgefunden hatte. Wie nun der Gewährsmann bei den Zeugen festgestellt hat, war es doch während dem Frühstück, und zwar eine Besprechung zwecks Entsendung einer Delegation zum Herrn Betriebsleiter wegen den vielen schädlichen Gasen, die gegenwärtig in der Hütte die Arbeiter zur Ohnmacht bringen, was in der Berichtigung auch bestritten wurde. Wie schädlich die Gasen sind, bezeugen schon die Bäume und Pflanzen in der nächsten Umgegend, wie auch — die Arbeiter, wenn man sie aus der Hütte gehen sieht. Die Arbeiter sehen aus wie lebendige Leichen. Herr Wystemp berichtet, daß er nie dem Ostmarkenverein angehörte und auch keine Zulage bezogen hatte. Wir haben auch von den Ostmarkenzulagen nichts geschrieben. Daß Herr Wystemp im Ostmarkenverein war, beweist eine bei unseren besten Zeugen aufbewahrte Photographie, wo Herr Wystemp stolz, als Arbeiter, zwischen höheren Beamten, die in der Ostmarkengruppe den Vorstand bildeten, sitzt. Dafür wurde er auch zum Aufseher befördert. Herr Wystemp berichtet, daß er keine Arbeiter denunziert. Am 19. Juli 1929 brummte der Arbeiter W. R. ein deutsches Liedchen bei der Arbeit. Daraufhin erhielt er deswegen eine Rüge und wurde bei der nächsten Gelegenheit entlassen, weiter wurde der Arbeiter A. B. beim Hüttenmeister denunziert, als er vom Herrn Wystemp den Durchschnittsverdienst forderte. Das war am 5. November kurz vor der Entlassung. Weiter bezeugt die schwarze Straftafel, daß nur Arbeiter aus der Abteilung, wo Herr Burek Hüttenmeister, und Herr Wystemp Aufseher ist, die meisten Bestrafungen vorkamen. Unwahr ist es auch, daß die Arbeiter auf mehrmaliges Verlangen der Belegschaft entlassen wurden. Wahr ist, daß sie ohne Einvernehmen des Betriebsrates entlassen wurden. Beweise stellen die gewonnenen Prozesse dar.

Stenographenunterricht im Privatgymnasium. Im Minderheitsgymnasium von Siemianowitz, findet für die Schüler im Zimmer 8, Eingang vom Hofe, vom Verband der deutschen Einheitskurzschrift in Polen ein Anfängerkursus für Stenographie statt. Der erste Uebungsabend ist für Montag, den 20. Januar, 7½ Uhr, angesetzt, an welchem zugleich Neuaufnahmen von Schülern vorgenommen werden. Der Preis für den ganzen Kursus beträgt 20 Zloty. Dauer eines Kursus 2 Monate. Die Erlernung der sehr verbreiteten Einheitsstenographie empfiehlt sich vorwiegend den Schülern höherer Klassen.

Die Jagd nach einem „Schwerstverbrecher". Am Donnerstag, morgens, gegen 8 Uhr, war die Grenz- und Knappschaftstraße der Schauplatz einer Menschenjagd gewesen, und zwar wollten drei Kriminalisten den 21jährigen G. von der Bienhofstraße festnehmen, da selbiger eine Kinderpuppe bei sich hatte, die von Drüben geschmuggelt sein sollte. Nach einer wilden Jagd, wobei die Schußwaffen der Kriminalisten eine Rolle spielten, glaubten die Gesetzeshüter, ihrer Leute habhaft zu sein, da G. von diesen in der Einfahrt bei Borys gestellt wurde. Jedoch sollten damit nur die drei Verfolger von dem verwegenen 21jährigen genasweist werden, denn nachdem er vor ihren Augen die Puppe mit den Füßen zertrampelt hatte, sagte er ihnen mit seinen flinken Beinen „Lebet wohl!" Einen drolligen Anblick bot das Hasenlaufen des G. und das Zielen der Verfolger, die trotz Abgabe einiger Schüsse ihr Opfer nicht zur Strecke brachten. Solche Vorfälle, die alltäglich vorkommen, veranlassen nur die vielberühmten Zollgrenzen, da dadurch arme Arbeitslose auf einen Verdienst spekulieren, wie dies auch andere Personen zu verwegenen Abenteuern reizt, denn heißt es nicht: Verbotenes reizt?!

Die Bluttat in Schoppinitz vor Gericht

Durch zwei Messerstiche getötet — Eine weitere Person verletzt — Urteil 5 Jahre Gefängnis

Nach bereits einmaliger Vertagung wurde am gestrigen Freitag erneut vor der Strafabteilung des Landgerichts in Kattowitz, unter Vorsitz des Gerichts-Vizepräsidenten Miczke, in der Totschlagsaffäre gegen den kaum 19jährigen Grubenarbeiter Johann Mierny aus Schoppinitz verhandelt. Die Verteidigung des Angeklagten übernahm Rechtsanwalt Dr. Piontek. Der Sachverhalt ist folgender:

Am 17. November v. Js. fand in der Restauration Freund in Schoppinitz ein Vergnügen statt. Gegen 11 Uhr abends kam es zwischen mehreren betrunkenen Gästen zu heftigen Auseinandersetzungen, welche bald in eine wüste Schlägerei ausarteten. Die Streitenden gruppierten sich in zwei Parteien, wobei Biergläser, Stühle und vereinzelt Messer eine große „Rolle" spielten. Das Lokal verwandelte sich in ein wahres „Schlachtfeld". Mit großer Mühe gelang es dem Besitzer, mit Hilfe zweier Polizeibeamten den Saal zu räumen.

Unter den Gästen befanden sich die beiden Arbeiter, und zwar der 30jährige Paul Klama und Alois Nowak, welche im Begriff waren, das Lokal zu verlassen. Plötzlich sprang der Angeklagte auf Klama zu und versetzte ihm zwei wuchtige Messerstiche in den Rücken. Blutüberströmt brach der Getroffene seinem Freunde zu Füßen. Nowak wollte dem Täter nacheilen, wurde aber gleichfalls von Mierny durch einen Messerstich in die Seite verletzt. Im lebensgefährlichen Zustand wurde der erste Verletzte mittels einer provisorischen Tragbahre nach dem Krankenhaus geschafft. Doch schon unterwegs verstarb derselbe. Vor der Restauration stand die Ehefrau Regina Wotyczka mit der Mutter des Mierny im Gespräch. In dem Moment bemerkte erstere, wie der junge Mierny fluchtartig das Lokal verläßt. Auf die Frage der Wotyczka, warum der Sohn flüchte, führte Frau Mierny aus, daß er (gemeint ist ihr Sohn) einen durchbohrt habe.

Zwecks Klärung der Bluttat arretierte die Polizei als mutmaßliche Täter mehrere junge Leute, welche gleichfalls an der Schlägerei teilnahmen. Später mußten dieselben jedoch wieder mangels genügender Beweise freigelassen werden. In der Zwischenzeit ging der Polizei gegen den 19jährigen Johann Mierny soviel belastendes Material zu, daß sich diese veranlaßt sah, den richtigen Täter Ende November zu arretieren. Derselbe wurde in das Kattowitzer Gerichtsgefängnis eingeliefert. Bei seiner erneuten gerichtlichen Vernehmung leugnete der Angeklagte, nach wie vor, eine Schuld ab.

Zu bemerken ist, daß während der ersten Gerichtsverhandlung die Mutter des Beklagten, welche s. Zt. als Zeugin auftrat, wegen Meineidsverdacht arretiert, später jedoch wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Zu diesem Prozeß waren insgesamt 8 Zeugen, darunter der Freund des Toten und die Ehefrau Regina Wotyczka, geladen. Der größte Teil der geladenen Zeugen machte belastende Aussagen gegen den Angeklagten. Der Staatsanwalt rügte in seinem Plaidoyer die Handlungsweise des Mierny und beantragte für diesen wegen Totschlag eine Gefängnisstrafe von 5 Jahren. Nach einer längeren Beratung verurteilt das Gericht den Angeklagten zu der gleichen Strafe und zwar zu 5 Jahren Gefängnis, bei Anrechnung der Untersuchungshaft ab 24. November v. Js.

y.

Sport am Sonntag

Hochbetrieb im Fußball.

Den kommenden Sonntag kann man als einen spielreichen bezeichnen, denn fast alle Vereine haben Beschäftigung. Als eine der interessantesten Begegnungen kann man das Spiel zwischen Naprzod Lipine und Ruch Bismarckhütte bezeichnen. Von internationaler Bedeutung ist nur das Treffen 07 Laurahütte und V. f. B. Gleiwitz in Laurahütte.

Naprzod Lipine — Ruch Bismarckhütte.

Das Treffen obiger Gegner wird ohne Zweifel das größte Interesse unter der oberschlesischen Fußballwelt auslösen. Man wird dann urteilen können, welchem Vertreter das Prestige zufallen wird; ob dem der Landesliga oder dem oberschlesischen A-Klassenmeister. Beide Mannschaften gehen stark gerüstet in den Kampf und werden das Spiel in ihrer stärksten Aufstellung bestreiten; hauptsächlich Ruch. Um von den Chancen zu sprechen, so muß man ohne Zweifel die größeren Naprzod zusprechen. Das Spiel beginnt um 1.30 Uhr auf dem Naprzodplatz in Lipine. Vorher Spiele der unteren Mannschaften.

06 Zalenze — Pogon Kattowitz.

Die Zalenzer empfangen auf eigenem Platz die Kattowitzer Pogonisten in einem Freundschaftsspiel. Wie sich nun Pogon aus der Affäre gegen die spielstarken 06er herauswinden wird, ist noch nicht vorauszusehen. Spielbeginn 1.30 Uhr auf dem 06-Platz in Zalenze. Vorher Spiele der Reserven und Jugendmannschaften.

07 Laurahütte — V. f. B. Gleiwitz.

In Laurahütte weilen die zur Deutschoberschlesischen Liga gehörenden V. f. B.er aus Gleiwitz zu Gast. Die Gäste sind als spielstark bekannt und 07 wird sich anstrengen müssen, um aus diesem Spiel, nach der Niederlage gegen den 1. F. C. am vergangenen Sonntag, ehrenvoll abzuschneiden. Beginn 14 Uhr im Bienhofpark. Vorher Jugendspiele beider Vereine.

06 Myslowitz — 20 Bogutschütz.

06 Myslowitz hat sich für den kommenden Sonntag, nachmittags 1 Uhr, den A-Klassenbenjamin des Kattowitzer Bezirks, 20 Bogutschütz, nach Myslowitz verpflichtet. Die Gäste haben schon des öfteren ihre gute Klasse gegen starke Gegner bewiesen und 06 wird sich anstrengen müssen, um eventuell einen Sieg zu erringen; doch ist dies nach den letzten von ihnen gezeigten Spielen kaum zu erwarten. Vorher spielen die Reserven beider Vereine. Auch finden Jugendspiele zwischen 06 und Rosdzin-Schoppinitz statt.

K. S. Rosdzin-Schoppinitz — Iskra Laurahütte.

Die Rosdziner, welche sich augenblicklich in sehr guter Form befinden, haben für den Sonntag die Iskra Laurahütte nach Schoppinitz verpflichtet. Die Iskra, welche momentan eine Krise durchzumachen hat, wird wohl auf dem Schoppinitzer Platz nicht viel zu bestellen haben. Spielbeginn 14 Uhr.

Sparta Piekar — Kolejowy Kattowitz.

Die Kattowitzer Eisenbahner fahren am Sonntag nach Piekar, um gegen die dortige spielstarke Sparta ihre Kräfte zu messen. Hoffentlich schickt Kolejowy nicht eine stark geschwächte Mannschaft hinaus, um nicht ein Fiasko zu erleben. Das Spiel findet um 1.30 Uhr in Piekar statt.

Odra Scharley — Sportfreunde Königshütte.

Einen schweren Kampf werden sich obige Gegner in Scharley liefern. Schon viele starke Vereine mußten gegen die Sparta Federn lassen; ob es nun auch den Sportfreunden so ergehen wird, ist eine Frage. Jedenfalls werden sich die Sportfreunde anstrengen müssen, um ehrenvoll aus diesem Spiel hervorzugehen. Spielbeginn 14 Uhr.

*

Boxkampf: Polizei — Orzegow.

Am Sonntag in der Reichshalle in Kattowitz.

Nach einigen Wochen der Ruhe tritt die Boxabteilung des Polizeisportklubs Kattowitz wieder an die Oeffentlichkeit, und zwar ist diesmal ihr Gegner der bestbekannte Boxklub Orzegow, mit dem die Polizisten am Sonntag, den 19. Januar, 11 Uhr vormittags, in der Reichshalle zu Kattowitz einen Kampf austragen. Die Paarungen sind folgende: (erstgenannt Orzegow):

Papiergewicht: Rybarz — Nowakowski; Zaszkodny — Gburski.
Fliegengewicht: Skrzypczyk — Synotzek 2.
Bantamgewicht: Nita 1 — Kerner.
Federgewicht: Nita 2 — Pioskowik; Burczyk — Stosz.
Leichtgewicht: Waszka — Gburski; Porada — Moskwa 2.
Weltergewicht: Kurka — Kulessa; Fleszczynski — Moskwa 1.
Mittelgewicht: Jarzombek — Galus.
Halbschwergewicht: Zimniowski — Glodek.

Aus dieser Aufstellung kann man ersehen, daß die Kämpfe interessant zu werden versprechen. Auch ist der Eintrittspreis ziemlich niedrig gehalten, 1, 2 und 3 Zloty, so daß es jedem möglich ist, die Kämpfe zu besuchen. Der Vorverkauf befindet sich im Sportgeschäft „Sport", Spiegelmann, ul. 3-go Maja.

Myslowitz

Verteilung von Winterkohle in Rosdzin. Die Kohlenzettel für den Empfang der freien Winterkohle für Arbeitslose, die eine Familie zu erhalten haben, erfolgt in der Gemeinde Rosdzin in folgender Ordnung: am Montag, den 20. Januar, Buchstabe A—F; am Dienstag, den 21. Januar, Buchstabe G—K; am Mittwoch, den 22. Januar, Buchstabe L—P; am Donnerstag, den 23. Januar, Buchstabe R—T und am Freitag, den 24. Januar, Buchstabe U—Z. Die Zuweisung der Winterkohle erhalten allerdings nur diejenigen Arbeitslosen, die eine eigene Wohnung haben und in deren Familie kein anderes Mitglied beschäftigt ist. Spätere Anmeldungen werden keinesfalls berücksichtigt, weil die zur Verteilung gelangende Winterkohle von der Gieschegrube bis spätestens zum 1. Februar abgeholt sein muß. Die Anmeldungen können nur in den Dienststunden von 9—13 Uhr eingebracht werden. —h.

Pleß und Umgebung

Emanuelssegen. (Massenerkrankung durch Trichinenfleisch.) In den letzten Tagen sind 20 Personen, infolge Genusses von Trichinenfleisch, erkrankt. Die Krankheit äußert sich in Brennen und Anschwellen der Augen. Das Fleisch, welches die Massenerkrankung verursachte, wurde aus Oswiencim eingeführt. Seitens der Behörde wurde in dieser Angelenheit eine strenge Untersuchung eingeleitet.

Emanuelssegen. (O, ihr Pharisäer!) Unlängst hatten die hiesigen Aufständischen eine Versammlung einberufen, während dieser die Mitglieder vor dem auf dem Tisch stehenden Kreuze einen Schwur zu leisten hatten, niemals mehr ein deutsches Wort zu sprechen. Nachdem die Aufständischen tüchtig geschworen hatten, verließen sie samt den Führern das Lokal. Der Vorstand der Aufständischen, der ihre Mitglieder zu dem Schwur bewogen hat, ging an einigen vor dem Gasthaus stehenden Grubenbeamten der Emsgrube vorbei, und begrüßte diese trotz des Schwurs mit einem kräftigen deutschen „Glück auf" panie Steiger. Auf eine Einladung der Beamten zu einem Schoppen Bier, erwiderte darauf der Aufständischenkommandant Kowalski ebenfalls in einem guten Deutsch: „Dazu sind wir immer bereit meine Herren". Kommentar überflüssig.

Was ist Homöopathie?

Viel gescholten, wenig bekannt

Schon das Wort Homöopathie allein genügt, um bei vielen Menschen die Voreingenommenheit zu wecken, die gegen Kurpfuscherei, Quacksalberei, Wunder-Doktorei, überhaupt Wunder-Heilmethoden, besteht. Bei anderen wieder vermittelt das Wort den Begriff des nicht restlos Kontrollierbaren und sie umgeben die Homöopathie mit dem unerklärlichen Zauber des Geheimnisvollen, wenn sie auch an die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges glauben. Daß die Homöopathie genau so exakt und wissenschaftlich arbeitet, wie es die Schulmedizin, die Allopathie, tut, ist gerade den letztgenannten Kreisen völlig unbekannt. Natürlich ist der homöopathische Arzt keinesfalls mit dem sogenannten Homöopathen zu indentifizieren, der durch irgendwelche unkontrollierbare Maßnahmen des Handauflegens, durch Magnetismus tierischer oder übersinnlicher Art, durch irgendwelche Hirten- oder Schäfertränklein undiagnostizierte Krankheiten summarisch zu heilen verspricht.

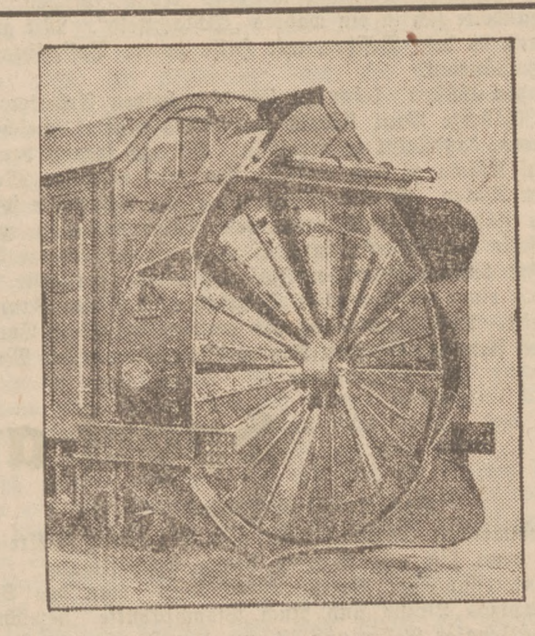
Während die Homöopathie, am einfachsten gesagt, nach dem Aehnlichkeitsprinzig handelt, pflegt die Allopathie dem Prinzip des Gegensatzes zu folgen. Für den Homöopathen bedeutet die Diagnose einer Krankheit: das Erkennen des dem Krankheitsprozesse ähnliche Giftstoffes. Je nach dem Resultat dieser Ueberlegung wählt er seine Arznei. Er gibt also in kleinster Dosis den dem Vergiftungsprozeß der Krankheit ähnlichsten Stoff. Wäre er in der Dosierung nicht sehr vorsichtig, so könnte er selbstredend die Krankheit verschlimmern. Durch die Kleinheit der Dosen erreicht er jedoch, daß dieses als Arznei eingegebene Gift einen zarten Reiz auf die von der Krankheit betroffenen Organe oder Gewebe ausübt. Dadurch regt er den Körper zur Bildung der die Krankheit überwindenden Stoffe an.

Die Allopathie mit ihrem Prinzip des Gegensatzes sieht sich eine Krankheit an und führt dem Körper dann das beim Homöopathen vom Körper selbst zu fabrizierende Gegengift als Medikament ein, gibt infolgedessen bereits die ganze Dosis des zum Ueberwinden des Krankheitsprozesses notwendigen Gegensatzstoffe.

Manche Arten der Behandlung allopathischer Richtung folgen im übrigen ähnlichen Gedanken wie die Homöopathie. Da sind z. B. die neuen Behandlungsarten von Infektionskrankheiten mit ihrem eigenen Erreger in kleinster Dosis, denen ähnliche Gedanken zu Grunde liegen. Außerdem gibt es auch für den Allopathen Krankheitsbilder, bei denen das Gesetz des Gegensatzes keinesfalls befolgt werden kann. Hier muß auch die Allopathie nach dem Aehnlichkeitsprinzip handeln und muß, will sie nicht verschlimmern statt zu heilen, zu diesen geringen Gaben greifen. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die Wirkung des als Medikament bei der Basedowschen Krankheit gegebenen Jods. Durch etwas zu große Dosen können die Beschwerden der Basedowschen Krankheit unendlich gesteigert werden, während nur homöopathisch kleine Jod-Dosen die Schilddrüse in ihrer Funktion anregen. Auch noch bei einigen anderen Medikamenten hat sich die Schulmedizin von der Wichtigkeit der Kleinheit homöopathischer Dosen überzeugt.

Man kann heute also nicht mehr von einer völligen Gegensätzlichkeit zwischen Allopathie und Homöopathie sprechen. Wenn trotzdem heute noch Laien auf die Homöopathie schelten, so geschieht das entweder aus Unkenntnis der Tatsache heraus, daß selbst die von ihnen anerkannte Allopathie zum Teil auf gleichen Wegen geht, oder aber vor allem deshalb, weil sie den Unterschied zwischen einem homöopathischen Arzt und einem Kurpfuscher oder Quacksalber, der sich „Homöopath" nennt, nicht kennen.

Dr. J. Markmann.



Technische Neuerungen in der Reichsbahn

Um dem ständig wachsenden Verkehr gerecht zu werden, sind von der Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahn im Laufe der letzten Jahre zahlreiche technische Neuerungen eingeführt worden. Zu diesen gehört die auf unserem Bild gezeigte Schneeschleudermaschine, die bei Schneeverwehungen von mehr als einem Meter Höhe eingesetzt wird und durch welche die Schneemassen auf 20 bis 30 Meter beiseite geschleudert werden können.

Karl-May-Museum

Wenn man zufällig einmal nach Radebeul bei Dresden kommt, dann sollte man sich das Karl-May-Museum ansehen. Es lohnt sich.

Die meisten von uns haben ja einmal in ihrer Jugend so eine Karl-May-Epoche durchgemacht. Unsere Eltern und sonstigen Erzieher wollten uns damals einreden, daß „Winnetou" und „Old Shatterhand" zur Schundliteratur gehörten; aber so radikal ist heute selbst die Leipziger Oberprüfstelle für Schmutz und Schund nicht; die vergreift sich zwar an einer Novelle von Balzac, aber nicht am „Reiche des silbernen Löwen". Für uns damals war es jedenfalls kein Schund; und heute, gewitzigt durch die Einsichten, die uns die moderne Tiefenpsychologie vermittelt, erhalten wir als späte Rechtfertigung, das Wissen, daß jeder Mensch in bestimmten Entwicklungsphasen derartige Literatur braucht. Das geht vorüber, wie so vieles im Leben; und wenn wir heute, bei aller Vorsicht, mit der wir uns überhaupt etwas zu sagen getrauen. Einwände gegen Karl May haben, so höchstens den, daß seine von Edelmut und Sieg des Guten triefenden Werke durch neuere Schriftsteller überholt sind. Jack London beispielsweise oder Traven geben der Phantasie der Jungen und Alten ebensoviel Arbeitsmaterial, sind aber soziologisch wahrer und von literarischer Qualität. „Die Brücke im Dschungel" beispielsweise, jene ergreifende Travensche Geschichte einer Indianermutter, zeigt uns, wie Indianerleben wirklich aussieht. Anstatt uns für die Rothäute zu begeistern, können wir uns der Bleichgesichter, zu denen wir schließlich auch gehören, schämen. Und das ist es, was wir auch im Karl-May-Museum lernen; und deshalb sei es hier erwähnt.

Die Sammlung stammt nur zum kleinsten Teil von Karl May selber. Der größere wurde von Patty Frank, einem weltenbummelnden Berufsartisten und Karl-May-Verehrer, zusammengetragen. In der Inflationszeit kam Patty Frank in finanzielle Nöte; da stellte er seine Schätze — es sind wirklich welche — der Witwe Karl Mays zur Verfügung; man baute hinter der Villa May ein hübsches Blockhaus, die „Villa Bärenfett"; ein Privatgelehrter ordnete die Sammlung; und Patty Frank verwaltet sie jetzt und braucht sich für sein Leben nicht mehr von seinen Lieblingen zu trennen.

Stücke sind dort zu sehen, denen kein Museum der Welt Duplikate an die Seite stellen kann: Friedenspfeifen und Tomohawks und Kriegsrüstungen und Gewänder und Leggins (Beinschienen) und Mokkasins (Schuhe) und echte Skalpe. Die ganze hohe indianische Kultur ersteht vor uns und wir wundern uns fast ein wenig, daß wir als Kinder bei aller Karl-May-Schwärmerei davon doch so wenig erfuhren. Namhafte Museen wollten diese einzigartige Sammlung bereits für jeden Preis in Bausch und Bogen kaufen; und große Indianerhäuptlinge, von denen es noch einige, wenn auch amerikanisiert, gibt, waren in Radebeul und haben sich ihre Vergangenheit hinter Glas und Rahmen angesehen und alles für richtig befunden.

Das wichtigste aber, was wir in Radebeul erkennen können, das ist die Brutalität und die Sinnlosigkeit, mit der die Weißen mit den Indianern aufgeräumt haben. Soweit Niedermetzeln nicht ausreichte, taten Alkohol und Infektionskrankheiten, bewußt eingeschleppt, das ihre. Das Vorgehen der Engländer und Franzosen in Nordamerika wird auf ewig ein Schandfleck in der Geschichte des Abendlandes bleiben. Wir lesen das in Radebeul ab an den Gegenbeispielen, die dort ausgestellt sind. Welch hohe Kunst steckt in den älteren Schmuck- und Kleidungsstücken! Und welch entsetzlicher Kitsch in der Sammlung „Verfallserscheinungen", die uns zeigen soll, wie die Indianer nicht mehr für ihre unmittelbaren wirtschaftlichen und kultischen Bedürfnisse arbeiteten, sondern wie sie für den Export, für die Weißen, beeinflußt durch deren Stil und Weltanschauung, ihre Kunstfertigkeit an Reiseandenken, Briefmappen und ähnlichen, für sie beziehungslosen Gegenständen, verbrauchten. Sie verloren dabei ihre Kunst; und ihre Fertigkeit entartete. Was schlimmer war: sie verloren dabei den Zusammenhang mit sich selber. Was einst, in einer geschlossenen, magisch durchsetzten Kultur, sinnvoll war, sank jetzt zur bloßen Geldverdienerei abendländischer Art herab. Die „Wilden", die wirklich die besseren Menschen waren, konnten sich der Gewehre, des Fusels und der zersetzenden ideologischen Einflüsse christlicher „Kultur" nicht erwehren. Heute stehen wir im Museum und schämen uns unserer Großväter. Diese Scham uns gelehrt zu haben, ist das Verdienst Karl Mays und Patty Franks. Was an uns liegt, unseren Enkeln die Wiederholung an anderen Völkern zu ersparen, soll geschehen. Dieses Gelöbnis ist der späte Dank, den ein unromantisches Geschlecht dem Wirken Karl Mays zollt.

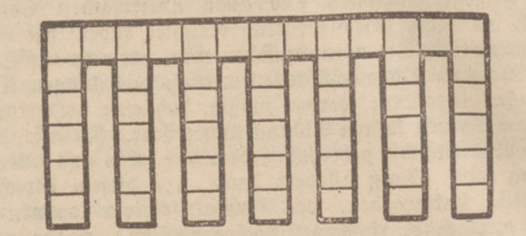
Richard Lehmann-Leipzig.

Bücherschau

Jung-Indien in Wort und Bild. Gewaltige Ereignisse von weittragender Bedeutung bereiten sich in Indien vor. Da ist es von Interesse, Näheres darüber zu erfahren, einen Blick in die uns so ferne Welt zu tun. Die soeben erschienene Nummer des „Kuckuck", der empfehlenswerten illustrierten Zeitschrift, veröffentlicht nun eine Reihe interessanter Bilder aus dem Wunderland. Von nicht geringerem Interesse ist eine Reiseschilderung aus dem Saargebiet und ein Rundgang durch eine Hutfabrik. Auch über die überaus aktuelle Papageienkrankheit erfährt man näheres, ein für die Frauen besonders wichtiger Artikel über Gesichtspflege und eine Reihe hübscher aktueller Aufnahmen aus aller Welt vervollständigen den Inhalt des gelungenen Heftes.

Rätsel-Ecke

Kammrätsel



a a a a a b b d e e e e g i i i i i i i i i m n n n n o r r r r s s s s s s s t u u w z z.

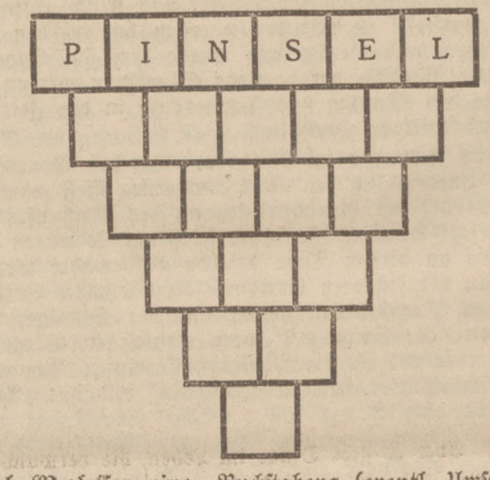
Vorstehende Buchstaben sind so in die leeren Felder zu ordnen, daß die wagerechte Reihe den Namen eines Romans von Thomas Mann ergibt. Die senkrechten Reihen bedeuten: 1. Perserkönig, 2. Oper von Wagner, 3. Stadt in Italien, 4. Baderaum, 5. Stadt in Italien, 6. Stadt in Rußland, 7. französischer männlicher Vorname.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ab — ak — bahn — bel — bu — burg — char — da — da — del — des — e — e — e — ei — fun — ge — gicht — he — horn — i — in — le — lot — man — me — na — ne — ne — ne — nei — re — rie — ro — ros — sa — sen — schied — tai — tä — te — ten — tiv — va — ve — vol — ze sind 19 Wörter zu bilden, deren 1. und 4. Buchstaben von oben nach unten gelesen, einen Sinn ergeben.

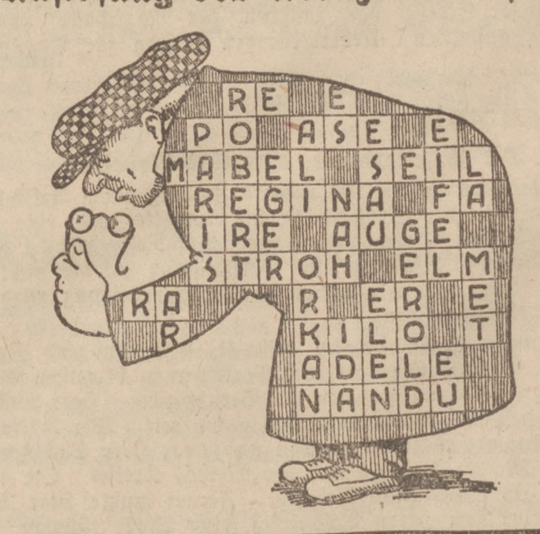
1. Signalhorn auf See. 2. Benennung für nicht direkt im Dienst stehend. 3. Stadt in der Provinz Brandenburg. 4. Pol. Parteigenossenschaft (griech.). 5. Wirbelwind. 6. Kunstgriff beim Kartenmischen. 7. Verkehrsmittel. 8. Prosadichtung. 9. Ostindischer Ochs. 10. Trennung. 11. Krankheitserscheinung. 12. Zögling. 13. Schneidergerät. 14. Griechischer Gott. 15. Alte Stadt in Mesopotamien. 16. Staat der Vereinigten Staaten von Amerika. 17. Wollstoff. 18. Brettspiel. 19. weiblicher Vorname.

Keilrätsel



Durch Weglassen eines Buchstabens (eventl. Umstellung der noch vorhandenen) sind neue Wörter zu bilden, die bedeuten: 2. Hülsenfrucht. 3. weibl. Vorname. 4. rumänische Münze. 5. Nahrungsmittel. 6. Selbstlaut.

Auflösung des Kreuzworträtsels





Die Grundsteinlegung zum Neubau der Universität Heidelberg

der durch die Sammlung des amerikanischen Botschafters in Berlin, Dr. h. c. Schurman, ermöglicht wurde, wurde am 15. Januar durch den Rektor der Universität, Professor Dr. Gotschlich, feierlich vollzogen.

Kinder-Freunde

Von der Arbeit und ihrem Lohn

Von Otto Rühle.

Mußt du denn jeden Tag arbeiten, Vater?

Jeden Tag — sonst haben wir nichts zu essen.

Bekommst du denn Essen für deine Arbeit?

Essen nicht, aber Geld — dafür kaufen wir Essen, Trinken, Kleider und was wir sonst noch brauchen.

Die reichen Leute haben mehr Geld als wir, da arbeiten sie wohl auch mehr?

Sie arbeiten weniger oder gar nicht.

Woher haben sie das Geld?

Sie lassen andere für sich arbeiten. Zum Beispiel mich und meine Arbeitskollegen, alle Arbeiter überhaupt.

Dafür geben sie dir den Lohn.

Aber nicht so viel, als ich ihnen Arbeit liefere. Was ich mehr arbeite, nehmen sie an sich, machen es zu Geld und stecken es als Profit ein.

Warum gibst du es ihnen?

Weil ich muß. Tue ich es nicht, werde ich entlassen. Dann habe ich keine Arbeit, kein Geld und wir haben kein Brot.

Wenn du nun zu einem anderen Reichen gehst?

Da ist es genau so.

Aber da sind doch die reichen Leute Diebe wenn sie dir etwas nehmen, was ihnen nicht gehört.

Man könnte sie so nennen, aber ganz richtig wäre das nicht. Denn was sie nehmen, gehört ihnen wirklich, obwohl sie es nicht erarbeitet haben.

Das verstehe ich nicht.

Es ist heute in der Welt so eingerichtet, daß man für Geld die Arbeitskraft anderer Menschen kaufen kann. Wer das tut, dem gehört dann alles, was diese Arbeitskraft schafft. So gehört dem Reichen der Ertrag meiner Arbeit und auch der Ueberschuß.

Und was gehört dir?

Nur der Lohn.

Das finde ich ungerecht Vater!

Die Einrichtung ist auch ungerecht. Die Menschen sollten arbeiten, um sich zu versorgen mit dem, was sie zum Leben brauchen. Aber die Reichen leben im Ueberfluß, auf Kosten der Armen und benützen die Armen, um sich Macht über die Armen zu verschaffen.

Die Einrichtung sollte man abschaffen, nicht, Vater?

Wir sind dabei es zu tun. Aber wir sind noch zu wenige. Die meisten haben auch die Ungerechtigkeit noch nicht begriffen. Und es fehlt ihnen an Mut.

Was soll danach kommen, wenn dies abgeschafft ist?

Da soll alles, was zur Arbeit und zum Leben nötig ist, allen gehören; alle sollen arbeiten; alle sollen sich satt essen können und alle sollen einander helfen und sich vertragen... Darüber, mein Junge, reden wir ein andermal...

Klein-Kobold schüttelt den Kopf

Es ist natürlich verwunderlich, daß ein Junge Klein-Kobold heißt, der ebenso gut Max heißen könnte, Kurt oder Paul. Und man müßte eigentlich den Kopf schütteln und entrüstet ausrufen: na so etwas! Aber es gibt Dinge im Leben, die verwunderlicher und erstaunlicher sind, und noch keiner hat den Kopf darüber geschüttelt. Wenn z. B. ein Bettler am Wege hockt mit zerschlissenem Rock und verstümmeltem Bein einen verbaulten Hut in der zitternden Rechten, mit flehender Stimme ein Almosen erbittend, und ein anderer, vollkommen gesunder Mann fährt festlich gekleidet und sonntäglich geschmückt in einem schönen Wagen lächelnd vorüber, — dann wäre es an der Zeit, den Kopf zu schütteln und entrüstet auszurufen: na so etwas! Aber das tun die wenigsten Menschen. Die meisten sehen nicht einmal hin: der arme Mann am Wege kann verhungern, in einem ärmlichen Wohnloch elend zugrundegehen, wenn der andere nur ein herrliches Auto hat, einen vollen Magen und eine Menge Kleider im Schrank, die er gar nicht braucht.

Das ist nur ein Beispiel von den verwunderlichen Dingen des Lebens, über die niemand weint und von denen die wenigsten sprechen, aber glaubt mir, es gibt hundert, es gibt dreihundert, fünfhundert, es gibt tausend ähnliche und wenn ich sie euch aufzählen sollte, dann würde das ein ganz dickes Buch, aber es stünde auf jeder Seite dasselbe. Und da ihr bestimmt einmal zu denen gehören werdet, die nicht nur den Kopf schütteln und entrüstet sind sondern die auch sagen: das müssen wir ändern helfen, so darf das nicht weiter gehn, will ich euch die neueste Geschichte vom Klein-Kobold erzählen.

Wenn man Klein-Kobold so durch die Straßen hüpfen sieht, von einem Bein auf das andere und dann abwechselnd auf beide zugleich, wenn man ihn mit so vergnügtem Gesicht nach seinem eigenen Schatten springen sieht, wenn man das große Verwundern in seinen klaren braunen Augen bemerkt, das Verwundern darüber, daß er das hopsende, jetzt wachsende, jetzt wieder zusammenschrumpfende zauberhafte Ding vor, neben und hinter sich niemals erwischen kann, so flink er auch ist und so sehr er sich auch darum bemüht, wenn man das alles genau beobachtet, dann weiß man: diesem fröhlichen Kerlchen mit dem Koboldnamen ist es ganz egal, wie es heißt und darauf kommt es schließlich an.

Klein-Kobold ist nun schon seit zweieinhalb Stunden auf dem Wege nach der Stadt, und man müßte meinen, er sei müde und kaputt von der langen Wanderung. Da er aber gerade mit Windhundseile über den sandroten Sportplatz der kleinen Stadt läuft, scheint es doch als sei er noch recht munter und fidel. Wer soll sich aber auch von einer langstündigen Landstraßenwanderung müde machen lassen, wenn er gehört hat: in der Stadt ist jetzt ein Tierzirkus mit Affen, Leoparden und Löwen, mit Tigern Elefanten, Eisbären und Nordlandrobben? Mancher kleine Bub und manches kleine Mädel wohl. Klein-Kobold nicht! Ziegenböcke, Esel und Störche sind seine Freunde im Dorf, von Hühnern, Tauben, Katzen, Hunden und Mäusen gar nicht zu reden! und da soll er wohl in seinem Dorfe bei den Enten bleiben, wenn andere Kinder ihm Wunderdinge vom Zirkus erzählen? Er denkt nicht daran! Kann er vielleicht dafür, daß Mutter nicht mal Geld hat für die Sonntagsnachmittagsvorstellung? Nun, er will es dem Zirkusdirektor schon sagen! Und da Klein-Kobold in seinem hoffnungsvollen Herzen glaubt, daß alle Menschen so gut wie er selbst, läuft er vergnügten Sinnes durch die Straßen. Armer kleiner Kobold! Er denkt ja nicht daran, daß kein Zirkusdirektor der Erde ihn auf seine flehendlichen Versicherungen, auf seine treuherzigen Augen hin einlassen wird in das wunderbare Reich der fremden Tiere. Und man muß Mitleid haben mit Klein-Kobold, der nun gar bald mit verständnislosem Gesicht und verweinten Augen heimwandern wird in sein Dorf, ohne die Elefanten und Affen, die Tiger und Leoparden gesehen zu haben.

Aber es kam anders. Zur selben Stunde als Klein-Kobold noch frohen Sinnes durch die Straßen hüpfte, zerbiß ein großer Affe zwei Stangen seines eisernen Käfigs und entfloh. Und da die Zirkusleute noch schliefen bemerkte keiner seine Flucht. Der Affe spazierte denn auch ganz gemächlich um die nächste Straßenecke.

Er kletterte auf einen Kastanienbaum und turnte ein wenig und plötzlich sprang er mit gewaltigem Satz unter die Passanten! Die Aufregung hättet ihr sehen sollen! Und wie sie sich alle fürchteten vor dem ungeheuerlichen Urwaldkind!

Zum Glück fegte gerade Klein-Kobold um die Ecke Und da er furchtbar neugierig war, drängte er sich durch die vielen, fliehenden, schreienden und aufgeregt nach Polizei rufenden Menschen, bis er den Zirkusaffen sah, der wutentbrannt die Zähne fletschte und fürchterlich anzusehen war.

Und darum schreien sie alle so?, dachte Klein-Kobold verwundert und schüttelte den Kopf. Na so etwas! Und er drängte sich, verächtlich mit dem Munde zuckend, durch die ihm immer wieder in den Weg laufenden Menschen und ging beherzt auf das Affentier los. Er redete ihm gut zu, klopfte ihm, wie einen Hund, den Hals und nahm ihn an den braunen Fangarmen. So brachte er ihn dem Zirkusdirektor.

Und dafür bekam Klein-Kobold natürlich eine Freikarte! Und er ging jeden Tag zu den schönen fremden Tieren in die Stadt (daß er dabei jeden Tag die Schule schwänzte, brauche ich euch wohl nicht zu sagen) und als die Zelte abgebrochen wurden, verließ er viele gute Freunde.

Maria Gleit.

Hans in der Schule

Ein österreichisches Volksmärchen

Da war ein Mann, der hieß überall der dumme Hans, und armselig lebte er mit seiner Frau in einem Dörfchen. Eines Tages sagte Grete, das war die Frau: „Hans, du mußt gleich die Milch in die Stadt bringen, wir brauchen Geld, sieh aber zu, daß du nichts verschüttest!" „Ei, dafür will ich schon sorgen", dachte Hans, stellte die große Milchkanne in den Rucksack und band sie auch ordentlich fest. Dann hob er den Rucksack auf den Rücken und Grete half ihm, die Tragriemen einhängen. Der Hans sagte: „Auf Wiedersehen!" und machte sich auf den Weg

Er war schon ein gutes Stück gewandert und sah eben die Turmspitzen der Stadt, da glänzte ihm etwas in die Augen. Hans ging darauf zu und sah ein Geldstück, eine kleine Silbermünze, auf der Erde im Sonnenschein liegen.

„Das ist ein gutes Zeichen", dachte Hans und bückte sich, um das Geldstück aufzuheben, aber — o Schreck — er hatte ja ganz vergessen, daß er den Rucklack mit dem Milchkrug auf dem Rücken trug! Der Deckel vom Kruge fiel heraus, und in dicken weißen Strömen floß lustig die Milch dem Hans über den Kopf, auf die Landstraße...! Hans meinte, die Welt ging unter, aber als er merkte, was los war, kriegte er mächtigen Zorn, und furchtbar wütend wurde er, als er sah, daß unten gar kein Geldstück, sondern ein abgerissener Hosenknopf lag, nach dem er sich gebückt hatte. Dann kratzte sich Hans hinter den Ohren und murmelte: „Ach, was wird da die Grete wieder sagen!" Denn das war ja nicht seine erste Dummheit.

Mit Angst und Bangen kam Hans nach Hause und erzählte der Frau sein Unglück. „Du bist eben ein Dummhut", sagte Grete, „aber das muß anders werden und schon von morgen an! Du mußt in die Schule gehen!"

„Was?" stotterte Hans, „ich in die Schule?" „Ja", sagte die Grete, „ich werde gleich zum Schullehrer gehen und mit ihm sprechen!"

„Aber Grete!" jammerte Hans, „ich soll unter die kleinen Kinder?"

„Da hilft alles nichts, du mußt von ganz unten anfangen", rief Grete, „sonst kommt die Dummheit niemals aus dir raus".

„Ach, Grete, du wirst sehen, es ist zu spät!"

„So sagen alle faulen Leule. Es ist niemals zu spät, wenn es später auch mehr Mühe macht als in der Jugend!"

„Aber Grete!"

Doch Grete hörte nicht auf ihn und ging zum Lehrer. Der Lehrer wollte den Hans ganz gern in die Schule nehmen. Aber er wunderte sich doch ein bißchen, daß solch ein alter Knabe noch auf die Schulbank sollte.

Am nächsten Morgen schon ging Hans mit Lesebuch und Schiefertafel zur Schule. Aber in der Schulstube trieben die Schulkinder nur ihren Spott und Spaß mit dem neuen Kameraden; und in den Schulstunden wollte es mit Hans nicht vorwärtsgehen, so sehr er sich auch quälte.

Acht Tage schon hatte Hans in der Schule schwitzen müssen, da fing er an abzumagern und sah ganz elend aus. Aber nicht allein das: er mußte es sich auch gefallen lassen, daß Grete jeden Tag mit ihm daheim die Schularbeiten machte und ihn derb auszankte, wenn er was Falsches sagte oder schrieb.

Da weinte Hans und bat: „Liebe Grete, laß mich doch wieder zu Hause bleiben, ich bin zu alt; du wirst sehen, es wird nichts mit mir in der Schule." Grete aber wollte das nicht hören und sagte nur: „Geh du nur in die Schule, wenn dir's auch sauer wird, durch die Schule wirst du noch einmal glücklich werden!"

Schon einen Monat ging Hans zur Schule, da rasselte einmal — es war grad auf dem Schulweg — ein prachtvoller Reisewagen mit großer Geschwindigkeit an ihm vorüber. Und ein Riemen platzte an dem Wagen und ein Koffer löste sich los, der war hinten an den Wagen angeschnallt und der Koffer purzelte auf die Erde.

„He, hallo, halt!" rief Hans aus Leibeskräften, „ihr habt was verloren!" Aber niemand hörte auf ihn und der Wagen war schnell davongerollt.

Hans überlegte nicht lange, nahm den schweren Koffer auf seine Schultern und trug ihn nach Hause. „Was hast du denn da?" fragte die Grete neugierig. „Das hab ich gefunden", antwortete Hans, „als ich in die Schule ging. Das Ding fiel von einem Wagen herunter, ich rief wohl, aber niemand hörte er". „Laß doch mal sehen, was drin ist!" sagte Grete und wollte den Koffer aufmachen. Aber das ging nicht. Da nahmen sie eine eiserne Hacke und schlugen den Deckel mit Gewalt ab. Der Koffer war bis zum Rande mit silbernen Talern und blanken Goldstücken gefüllt. „Schade", sagte Grete, „die Leute werden gewiß wieder kommen und das Geld abholen". Und sie stellten den Koffer in eine Stubenecke.

Und Hans ging vor das Haus in den Garten, Salat schneiden zum Mittagessen. Plötzlich kommt ein feingekleideter Diener dahergelaufen und schwitzt und ruft: „Habt Ihr hier keinen Koffer gefunden?" „O ja", antwortete Hans, „als ich in die Schule ging!" „Dummkopf!" schreit der andre, „ich meine heute!", und damit läuft er weiter. „He, so hör doch, es ist ja noch gar nicht so lange her, daß ich in die Schule ging!" rief ihm Hans nach. Aber der Diener hörte nicht; eben verschwand er hinter einer Straßenecke.

„Nun, wenn er das Geld nicht haben will", sprach Hans zu sich, „da darf ich's auch behalten!" Sie warteten noch einen Tag, noch eine Woche, noch einen Monat, noch ein Jahr und niemand kam, den Koffer zu holen.

Da gehörte jetzt das viele Geld ihnen. Und nun hieß es bei den Leuten nicht mehr: der dumme Hans, sondern der reiche Hans.

Und Grete hatte damals doch recht gehabt, als sie sagte, der Hans wird durch die Schule noch einmal glücklich werden.

Ein Jahr

Von Marie Neuhauser.

Zwölf Kinder tanzen frohgemut
Im Ringelreih'n durchs Jahr,
Doch sichtbar wird das nächste erst,
Wenn schon das andre war.

Viel Blüten tragen sie ins Land
Und duftend Tannenreis,
Der einen Weg deckt weiches Moos,
Der andern Schnee und Eis.

Sie lächeln allen Menschen zu,
Ganz ohne Unterschied —
Und doch wird mancher schön und reich,
Ein andrer arm und müd.

In einer nahen, neuen Zeit
Wird es ganz anders sein:
Da lächeln die zwölf Kinderchen
In jedes Leben hinein.

Gewissenhafte Untersuchung

Der Lehrer wollte seinen kleinen Schülern erklären, wie Luft zusammengedrückt wird, und brachte sein Zweirad ins Klassenzimmer.

„Nun, paßt mal auf," sagte er, indem er auf den Vorderreifen zeigte, „unter dieser äußeren Decke befindet sich eine verborgene Kraft. Kann mir einer von euch sagen, was das ist?"

„Gummi!" rief ein Junge.

„Falsch, weiter!" sagte der Lehrer.

Aber die anderen wußten die richtige Antwort auch nicht. Da hob ein Kleiner den Finger, der die Maschine unterdessen einer eingehenden Besichtigung unterzogen hatte.

„Ich weiß, was es ist," erklärte er. „Wind, nichts als Wind. Ich hab ein bissel mit meinem Messer neingeschnitten, und das einzige, was herauskommt, ist Wind!"

Der Lehrer soll über die tüchtige Antwort nicht sehr erfreut gewesen sein.

Die kranke Wespenmutter

Von Heinrich Bräm.

Der eine meiner Buben hatte eine kleine Wespenwabe mit dem Muttertier und einigen Larven nach Hause gebracht. Auf dem Nachttisch neben seinem Bett wurde die vaterlose Familie in einem offenen Schächtelchen untergebracht.

Tagaus, tagein flog das getreue Tierchen um Nahrung für seine allmählich größer und dicker werdenden Babys aus. Wenn zufälligerweise das Zimmerfenster einmal des Abends vor ihrer Rückkehr geschlossen wurde, übernachtete die fleißige Mutter immer an demselben Ort unter dem äußeren Gesimsende. Alle hatten wir unsere Freude an dem unermüdlich nur auf das Wohl seiner Kinder bedachten Tierchen.

Gesund und drall wuchsen sie heran. Eines Tages flog die Mutter nicht wie sonst mit munterem Summen aus. Sichtlich müde ging es nur kleine Etappen weit. Am Mittag fiel sie nach kurzem Anflug zu Boden.

Sie war krank. Sorglich verbrachten wir sie in das Schächtelchen und legten Wasser, Honig, ein Stückchen einer Kirsche und etwas Fleisch hinein. Nach kurzer Pause begann unser Patientchen seine mütterliche Tätigkeit wieder. Mit sichtbarlich immer größerer Mühe tränkte und speiste die Wespe die hilflosen Würmchen. Ein Beinchenpaar um das andere versagte den Dienst und mußte nachgeschleppt werden. Aber keinen Augenblick gönnte sich die kranke Mutter Erholung. Zuletzt schleppte sie sich nur mit Hilfe der vordersten Beinchen vorwärts. Aber ein eiserner Wille schien das arme Wesen zu beseelen:

Ob ich zugrunde gehe, ist gleichgültig, wenn nur die Kinder leben!

Rotgolden tanzte das Abendlicht durch die im Winde sich wiegenden Blätter des wilden Weines und warf flackernde Schatten über das auf kleinstem Raume sich abspielende Lebensdrama: ein letztes Zucken ging durch die Wespe, ein letzter Ruck, die letzte süße Nahrung wurde an das kleine Larvenmäulchen gebracht und aus war Lust und Schmerz.

Umsonst zitterten noch eine Zeitlang die kleinen Wesen in ihren grauen Mönchszellen nach des Leibes Notdurft, bis auch sie stille wurden eins nach dem anderen, da es uns nicht gelingen wollte, sie zu ernähren.

Bis in die dämmernde Nacht hinein stand ich sinnend bei der toten kleinen Mutterwespe. Sie hatte gerungen und sich geopfert wie eine gute menschliche Mutter.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 408,7.

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes aus Posen. 11,58: Berichte. 12,10: Uebertragung des Symphoniekonzertes. 15: Vorträge. 16: Volkstümliches Konzert. 17: Vortrag: In weiß und schwarz. 17,40: Unterhaltungskonzert. 19: Vorträge. 20: Abendkonzert. 21,30: Literarische Stunde, Uebertragung aus Wilna. 22: Uebertragung aus Warschau.

Warschau — Welle 1411.

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 11,48: Berichte. 12,10: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 16,20: Schallplattenkonzert. 16,40: Vorträge. 17,40: Orchesterkonzert. 19,25: Vorträge. 20: Literarische Stunde. 20,15: Volkstümliches Konzert. 22,15: Berichte. 23: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 253. Breslau Welle 325.

Sonntag, 19. Januar. 8,45: Morgenkonzert auf Schallplatten. 9,15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9,30: Fortsetzung des Morgenkonzerts. 10.30: Aus Gleiwitz: Evangelische Morgenfeier. 11,30: Aus Leipzig: Konzert. 13,10: Die Mittagsberichte. 13,30: Deutsche Winterkampfspiele 1930. Großes Skispringen. 14,10: Gereimtes Ungereimtes. 14,35: Schachfunk. 15: Deutsche Winterkampfspiele 1930. Kunstlaufmeisterschaft — Endspiel der Eishockey-Kampfspielmeisterschaft. 16,20: Franz Lehar. Funkkapelle. 17,30: Stunde des Landwirts. 18: Heute geh'n wir aus! Ein Schallplattenspaziergang von morgens bis Mitternacht. 18,50: Wirtschaft. 19,20: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 19,20: Toni Jaeckel singt zur Laute. 20: Wiederholung der Wettervorhersage. 20: Aus Gleiwitz: Rund um Oberschlesien. Oberschlesien im Spiegel des Auslandes. 20,30: Aus Berlin: Operettenquerschnitt: 1. Don Cesar. 2. Die hellblauen Schwestern. 22,10: Die Abendberichte. 22,30: Tanzmusik des Funk-Jazzorchesters.

Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

Der Deutsche Kulturbund

veranstaltet am 23. Januar, abends 8 Uhr, in der „Reichshalle", Kattowitz, und am 24. Januar, um 8 Uhr abends, im Hotel „Graf Reden", Königshütte, einen großangelegten Lichtbildervortrag, betitelt „Weltfahrt des Grafen Zeppelin". Der Vortragende ist der Redakteur der „Frankfurter Zeitung", Geisenheiner.

Da uns nicht nur die technische Durchführung eines solchen Weltfluges sondern die vielen Sehenswürdigkeiten der einzelnen Weltteile interessant erscheinen, machen wir die Mitglieder des „Bundes für Arbeiterbildung", der Gewerkschaften und der Partei auf diese Vorträge aufmerksam.

Eintrittskarten zu 3, 2 und 1 Zloty sind im Vorverkauf Kattowitz, Marjacka 17, Hinterhaus 2. St., von vormittags 9—18 Uhr, außerdem an dem genannten Tage an der Abendkasse zu haben.

Kattowitz. Dienstag, den 21. Januar d. Js., abends 8 Uhr, findet im Saale des Zentralhotels ein Vortrag des Herrn Lehrers Lamozik (heitere Rezitation) statt. Um vollzähliges und pünktliches Erscheinen wird ersucht.

Bismarckhütte. Am Dienstag, den 21. d. Mts., abends 6½ Uhr, hält der Gewerkschaftssekretär Sowa im Betriebsratsbüro einen Vortrag mit Lichtbildern betitelt: „Arbeiter und Wissenschaft". Es wird reger Zuspruch erwartet.

Königshütte. Am Mittwoch, den 22. d. Mts., abends 7 Uhr, Vortrag. Bei unseren diesjährigen wirtschatspolitischen Vorträgen wurde die Feststellung gemacht, daß der Besuch von seiten der Gewerkschaftsfunktionäre, sowie der Vertrauensmänner viel zu wünschen übrig ließ. Wir hoffen, daß in Zukunft von dieser Seite ein stärkeres Interesse für unsere Veranstaltungen entgegengebracht wird.

Nikolai. Am Sonnabend, den 18. Januar, abends 6½ Uhr, findet im Lokal Kurpas ein Vortrag des Gen. Dr. Bloch statt. Thema: „Unsere Weltanschauung einst und jetzt." Um vollzähliges Erscheinen wird ersucht.

Nowy Bytom. Sonnabend, den 18. Januar 1930, abends 6 Uhr, bei Herrn Smiatek Vortragsabend. Referent: Gen. Buchwald. Das Thema wird am Abend selbst bekanntgegeben.



Welchen Finderlohn erhält der Finder von 2 Millionen

Gar keinen! — Diese Erfahrung machte der Berliner Arbeiter Hennig, der ein von einem Boten der Reichsschuldenverwaltung auf der Straße verlorenes Paket von über zwei Millionen Mark Schatzanweisungen fand und ablieferte. Als er seinen Finderlohn forderte, wurde ihm erklärt, daß nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für Funde, die der Finder doch nicht hätte verwerten können, keine Belohnung zu zahlen sei. So erhielt der Millionenfinder lediglich von dem Verlierer eine Belohnung von hundert Mark. Allerdings hat die Reichsschuldenverwaltung beim preußischen Finanzminister beantragt, Herrn Hennig aus dem Dispositionsfonds einen angemessenen Betrag zu zahlen.

Versammlungskalender

Achtung, Parteifunktionäre!

Am Sonntag, den 19. Januar, vormittags 9 Uhr, findet im Zentralhotel Kattowitz, Dworcowa 11, eine

Vertrauensmänner-Konferenz

statt, zu welcher die Genossen und Genossinnen gemäß dem letzten Rundschreiben eingeladen sind. Die Parteileitung.

Bergbauindustriearbeiterversammlungen am Sonntag, den 19. Januar 1930.

Zalenze. Vormittags 9½ Uhr, bei **Golczyk**, **Ref. zur Stelle.**
Zawodzie. Vormittags 10 Uhr, bei **Posch**, **Ref. zur Stelle.**

Arbeiter-Sängerbund!

Am Sonntag, den 19. Januar 1930, vorm. 10 Uhr, findet im Zentralhotel, Kattowitz, eine Bundesvorstandssitzung statt, zu welcher die Herren Dirigenten eingeladen sind. Bitte die Rundschreiben zu beachten! Um vollzähliges und pünktliches Erscheinen wird ersucht. **Die Bundesleitung.**

Wochenplan der D. S. J. P. Katowice.

Sonntag, den 19. Januar: Heimabend.
Montag, den 20. Januar: Zusammenkunft der Gewerkschafts-Jugend.
Dienstag, den 21. Januar: Rote Falken.
Mittwoch, den 22. Januar: Vortrag.
Donnerstag, den 23. Januar: Theater-Leseprobe.
Freitag, den 24. Januar: Mädchenabend.
Sonnabend, den 25. Januar: Rote Falken.

Katowice. Freie Turner. Am Sonnabend, den 18. 1. 30., findet im Zentralhotel eine Vorstandssitzung statt. Wegen Wichtigkeit der Tagesordnung wird um vollzähliges Erscheinen gebeten.

Kattowitz. Freie Turner. Am Sonntag, den 19. Januar 1930, nachmittags 4 Uhr, findet im Saal des Zentralhotels unsere fällige Generalversammlung statt. Tagesordnung wird in der Versammlung bekanntgegeben. Vollzähliges Erscheinen ist erwünscht.

Bismarckhütte. Faschingsvergnügen. Am Sonntag, den 19. Januar, abends 6 Uhr, veranstaltet das „Kartell der Freien Richtung" ein Faschingsvergnügen, bei Brzezina, ul. Kalina, zu dem alle Parteigenossen, Gewerkschaftler und Mitglieder der Kulturvereine eingeladen werden.

Schwientochlowitz. Maschinisten und Heizer. Am Sonnabend, den 18. Januar, abends 5 Uhr, findet bei Scholtyssek, Langestraße 17, die Generalversammlung der Zahlstelle Schwientochlowitz statt.

Königshütte. Ortsausschuß des A. D. G. B. Sonntag, den 19. Januar d. Js., nachmittags 3 Uhr, findet im Büfettzimmer des Volkshauses die fällige Ortsausschuß-Sitzung statt. Da wichtige Sachen auf der Tagesordnung sind, muß jeder Delegierte erscheinen. Im Behinderungsfalle ist der Ersatzmann zu benachrichtigen.

Königshütte. (Freidenker-Generalversammlung.) Am Sonntag, den 19. Januar, vormitatgs 9 Uhr, findet im Volkshaus die fällige Generalversammlung statt. Die Tagesordnung ist folgende: 1. Wahl des Präsidiums, 2. Verlesen des Protokolls, 3. Berichte der Ortsgruppen, 4. Berichte des Hauptvorstandes, 5. Bericht der Pressekommission, 6. Zukunftsarbeit, 7. Anträge und Verschiedenes. Die Delegierten haben sich durch Mitgliedsbuch auszuweisen. **Der Hauptvorstand.**

Königshütte. (Freie Turnerschaft.) Am Sonntag, den 19. Januar, nachmittags 4 Uhr, findet im Jugendheim die fällige Monatsversammlung statt. Vollzähliges Erscheinen wird erwünscht.

Königshütte. Touristenverein. Den Mitgliedern des Touristen-Vereins „Die Naturfreunde" zur Kenntnis, daß die Einladungskarten für den Maskenball am 1. Februar, ab gestern jeden Abend in der Zeit von 6—9 Uhr abends, beim Genossen Parczyk im Bibliothekszimmer des Volkshauses abgeholt werden können.

Königshütte. Achtung Volkschor! Am Sonntag, den 19. Januar, nachmittags 3 Uhr, halten wir unsere diesjährige Generalversammlung im Vereinszimmer ab. Pflicht ist es, daß an derselben alle aktiven und inaktiven Mitglieder teilnehmen.

Königshütte. Metallarbeiter-Jugend. Am Montag, den 20. d. Mts., abends 7½ Uhr, treffen sich alle jugendlichen Metallarbeiter im Jugendheim des Volkshauses, zwecks Besprechung wichtiger organisatorischer Fragen. Restloses Erscheinen aller Jugendlichen ist erwünscht.

Nikischschacht-Janow. Bergbauindustrieverband. Am Mittwoch, den 22. Januar, abends 5½ Uhr, findet im Vereinslokal Knossalla ein Vortrag über „Syndikate, Truste und Kartelle" statt, wozu um zahlreiches Erscheinen, auch der Frauen, gebeten wird.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil. Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Deutscher Kulturbund für Poln.-Schlesien t. z.

Donnerstag, den 23. Januar abends 8 Uhr, „Reichshalle" Kattowitz
Freitag, den 24. Januar abends 8 Uhr „Hotel Graf Reden" Königshütte

Lichtbildervortrag des Teilnehmers der Weltfahrt
Redakteur Geisenheyner, Frankfurt a. M.

Weltfahrt mit dem Zeppelin

Sitzplätze zu 3.— u. 2,— Zł, Stehplätze zu 1.— Zł ab Dienstag den 14. Januar 1930 in Kattowitz: Buchhandlung Hirsch, Buchhandlung der Kattowitzer Buchdruckerei- u. Verlags-Sp. Akc., Geschäftsstelle des Deutschen Kulturbundes, ul. Marjacka Nr. 17, Hinterhaus II. St. (geöffnet von 9—18 Uhr), in Königshütte: Buchhandlung Gärtner, Theaterkase im Hotel Graf Reden.

Ausschreibung!

Für die Bewirtschaftung der Lokalitäten des Volkshauses in Krol. Huta, ulica 3-go Maja 6, bestehend aus Restaurant, Saal, Garten und diversen Vereinsräumen, wird ein erfahrener

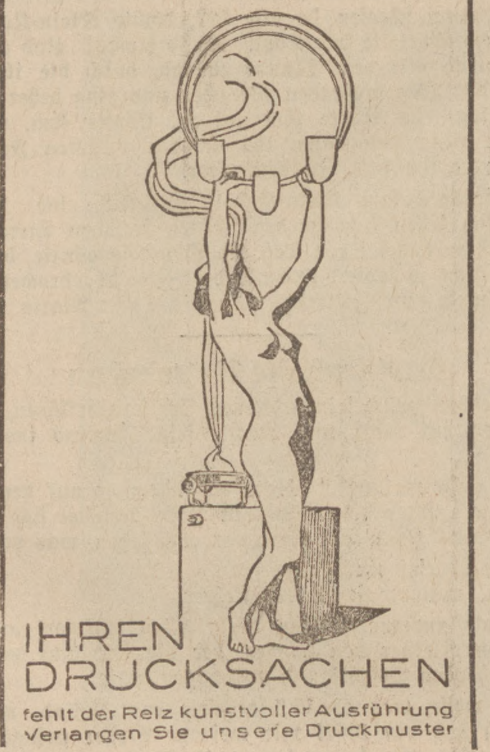
Vertreter

zum **1. April d. Js.** gesucht. Bevorzugt werden Freigewerkschaftler mit mindestens fünfjähriger Mitgliedschaft. — Bewerbungen sind mit der Aufschrift **„Lokalbewerbung"** bis zum **25. d. Mts.** an den Vorsitzenden des Ortsausschusses (Knappik) in Krol. Huta, ul. 3-go Maja 6, Zimmer 2 zu richten.

Wer leiht 200 Zł.

auf Schuldschein, auf ein halbes Jahr gegen 10% Zinsen? — Gefl. Offert. unt. **E. M. 1** an die Gesch. dies. Zeitung.

Auch kleine Inserate haben guten Erfolg!



Ebenso bekannt wie diese beiden

ist in Polen als reellste und beste Marke „Kollontay-Seife" mit dem Waschbrett bekannt. Denn Millionen von tüchtigen und sparsamen Hausfrauen überzeugten sich davon, und lassen sich seitdem niemals mehr etwas anderes als angeblich ebensogut aufreden. Diese berühmte Marke bietet unbedingte Garantie für stets gleichbleibend-gute Qualität. Rastlos ist auch die Fabrik bestrebt, ihrem guten Ruf Ehre zu machen, und vom Guten das Allerbeste herzustellen und zu einem reellen und erschwinglichen Preise zu liefern. Wenn Sie, verehrte Hausfrau, die aromatische, glycerinhaltige „Kollontay-Seife" mit dem Waschbrett noch nicht kennen sollten, so machen Sie bitte bald einen Versuch damit. Auch Sie werden zufrieden sein!

Einweichen: mit „Kollontay-Bleichsoda"
Kochen: mit „Boraxil-Seifenpulver".

Mydło **Kollontay**

z pralką

151

Werbet ständig neue Abonnenten!